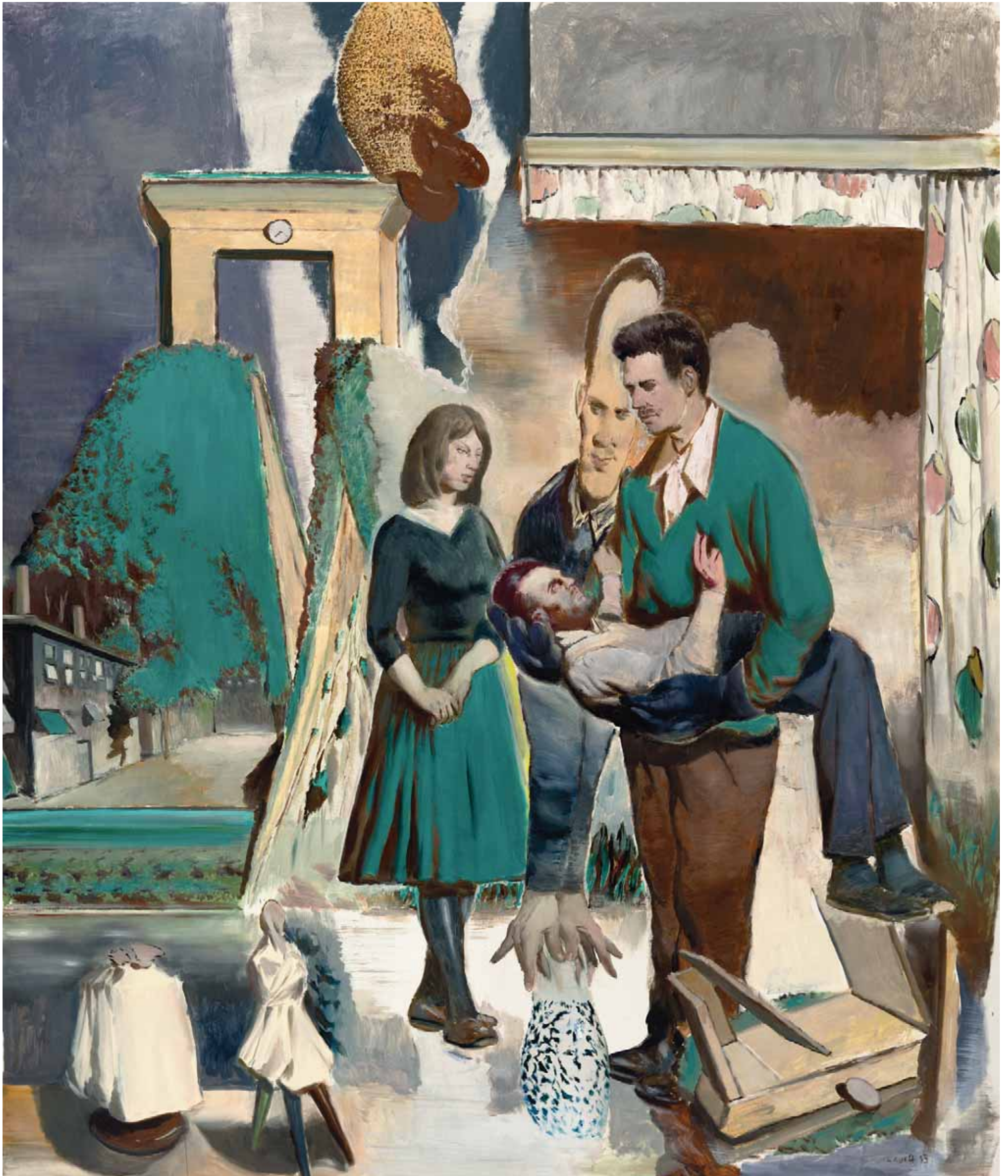


Frankfurter Allgemeine

Magazin

MAI 2016



**NEO RAUCH
MALT SICH EIN
BILD VOM VATER**

**DESIGNER IN
MILANO FINDEN
NEUE FORMEN**

**BETH DITTO
IST GENERVT
VON TRUMP**

**RAF SIMONS
MACHT STOFF
AUS DEM OFF**



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Ref. 5205G

Tel: +49 89 28 67 62 0
patek.com



SITZSYSTEM YANG | DESIGN RODOLFO DORDONI

Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, BERLIN, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56
AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.
PLZ 0/1/2/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR RIEKINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEKINGER.DE

Minotti
CREATE YOUR OWN DESIGN EXPERIENCE AT MINOTTI.COM



GUCCI

DESIGN IST LEBEN

Jeder hat sein Päckchen zu tragen. Aber das von Tracey Panek ist besonders schwer. Wir hatten uns, natürlich am Tag des Redaktionsschlusses dieser Ausgabe, in kleiner Runde zum Mittagessen verabredet, sie saß neben mir, und zwischen uns stand ein Rucksack. Nicht dass er mich beim Essen behindert hätte. Aber ich fragte mich schon, was dieser Rucksack zwischen uns beiden da sollte. Was darin steckte, erzähle ich aus dramaturgischen Gründen erst am Ende dieses Textes. Aber sowieso und überhaupt muss man wissen, dass Tracey Panek das Archiv von Levi Strauss & Co. in San Francisco leitet. Und wenn es in diesem Heft hier um Marken geht, wenn wir Hervé van der Straeten und Raf Simons und viele Mailänder Designer besuchen, wenn es außerdem um Kunst geht, wenn wir uns also die herzerreißenden Geschichten von Neo Rauch oder Beth Ditto vor Augen halten, wenn es ums Leben geht, also um die junge Vera von Lehndorff oder die todesmutige Geraldine Fasnacht – dann ahnt man beim Essen, dass Tracey Panek viele solcher Geschichten im Gepäck haben könnte. Natürlich, die Historikerin, die seit zwei Jahren bei Levi's arbeitet, ist nur die Herrscherin über Tausende Hosen. Aber als sie daran ging, das Archiv zu digitalisieren, dauerte es alleine eine Woche, alle wichtigen Jeans aus den vergangenen anderthalb Jahrhunderten fotografieren zu lassen – von vorne und von hinten und in großer Auflösung, so dass alle Designer im Haus die Details von früher für heute nutzbar machen können. Und jede Hose, das war früher anders als heute, war ein Schicksal. Über den neuen Trend zu „ripped jeans“ kann Tracey Panek nur müde lächeln: An den aufgerissenen Hosen im Archiv liest sie ab, wie die armen Teufel in Kalifornien einst auf ihren Knien rutschten, um Gold zu schürfen. Zum Essen kam Tracey übrigens frisch aus Buttenheim bei Bamberg, dem Geburtsort von Levi Strauss, der mit seiner Familie als Wirtschaftsflüchtling nach Amerika ging. Die Jeans wurde aus der Not geboren. Und Tracey Panek war gekommen, um diese alte Geschichte mit der Museumsleiterin und dem Bürgermeister von Buttenheim wieder aufzurollen. Was steckte nun im Rucksack? Hosen natürlich. Also Schicksale. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Prof. Dr. Tilman Allert, Holger Appel, Peter Badenhop, Britta Beeger, Jochen Buchstein, Madeline Dangmann, Esma Dibi, Ulla Föllmig, Dr. Rose-Maria Groppe, Dieter Günther, Wlada Kolosowa, Christian Palm, Celina Plag, Peter-Philipp Schmitt, Florian Siebeck, Sabine Spieler, Dr. Tilman Spreckelsen, Bernd Steinle, Nils Thies, Dr. Lukas Weber, Axel Wermelskirchen, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner, Walter Wille

Bildredaktion:
Christian Matthias Pohlert

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofort Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 7591-2985.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Burkhard Petzold

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

LAYOUT:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von €5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Primovis Ltd. & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg

Cassina

The Other Conversation



Maralunga sofa designed by Vico Magistretti at Shore House by Mount Fuji Architects, Japan — cassina.com

München Nymphenburger Strasse 5



WLADA KOLOSOWA fand es aufregend genug, in Berlin Fahrrad zu fahren. Aber dann zog sie für ein halbes Jahr nach São Paulo und lernte, was Adrenalin im Straßenverkehr wirklich bedeutet. Die reisefreudige Autorin (auf unserem Bild in der Verbotenen Stadt in Peking) erkundete für diese Ausgabe die größte Metropole Südamerikas mit dem Rad (Seite 68). Was sie gelernt hat: Je teurer ein Auto ist, umso mehr muss man sich davor hüten. Die brasilianische Oberschicht hält Fahrradfahrer für linke Querulanten und trägt mit ihnen gern Platzkämpfe aus.



PETER-PHILIPP SCHMITT ist in Mailand fast schon zu Hause, wie man auf dem Bild aus dem Studio von Ludovica und Roberto Palomba sieht. Mit unserem Fotografen Frank Röth war er im April wieder beim Salone del Mobile, der größten Möbelmesse der Welt. Unser Design-Redakteur traf in diesem Jahr nicht nur Philippe Starck, der ihm für den Fragebogen Rede und Antwort stand (Seite 82), sondern noch 13 weitere Designer aus aller Welt, um sie für diese Ausgabe zu porträtieren (Seite 34). Unter ihnen ist auch Konstantin Grcic aus München: Der Vater einer kleinen Tochter pendelt fürs private Glück nun regelmäßig nach Berlin.

FOTOS: FRANK RÖTHIG, VERONIKA DOROSHINA, PRIVAT

MITARBEITER

ROSE-MARIA GROPP ist Redakteurin im Feuilleton dieser Zeitung, und die Kunst ist ihr Revier. Für diese Ausgabe des Magazins ist sie nach Leipzig zu Neo Rauch ins Atelier gefahren. Der Maler zeigte ihr Werke, die noch nie zu sehen waren: Zeichnungen des Künstlers selbst und seines Vaters Hanno Rauch, der auch Künstler war (Seite 58). Die Werke erzählen von der Geschichte seiner Familie.



FLORIAN SIEBECK wäre ohne Französischkenntnisse bei der Arbeit für dieses Heft ziemlich aufgeschmissen gewesen – ob es um die Vorbereitung des Interviews mit Raf Simons ging (Seite 50), um ein gesetztes Abendessen beim Modefestival im südfranzösischen Hyères (Seite 52) oder um die seltsame Flohmarkt-Ausbeute eines findigen Franzosen (Seite 26). Unser Autor dankt deshalb herzlich seiner Französischlehrerin Frau Liebig in Berlin, dass sie ihn nicht aufgegeben hat. Ausgerechnet sein Look aber ist so gar nicht französisch: Der Sweater auf unserem Bild aus Hyères ist nicht von Vetements, sondern von Opening Ceremony. Florian fotografiert noch immer am liebsten analog, daher die Schleichwerbung. Frau Liebig, eine treue Leserin, hatte damals beim Abitur gesagt: „Falls du dich richtig anstrengst, schaffst du es irgendwann zur F.A.Z.“ Hallo, Frau Liebig! Hier ist er! Und schöne Grüße!



1966 — 2016

Fifty Years in Contemporary Design Culture



Art Direction Philis photo Klaus Zaugg 1969

Serie Up, Gaetano Pesce – 1969
Eine Ikone des internationalen Designs, dessen starker symbolischer Wert der Autor wie folgt beschreibt: "Die Frauen in der Welt leiden unter den Vorurteilen der Männer. Dies galt im Jahr 1969, und es ist leider heute noch so."



B&B Italia Stores:
München, Maximiliansplatz 21 - T. +49 0894 613680
Berlin, Torstrasse 140 - T. +49 3024 04773781
www.bebitalia.com



Gesunde Größe: Die aktuellen Handtaschen (Seite 17) packen alles, was man jeden Tag dabei haben muss. Und noch mehr. Wie dieses Modell von Paula Cademartori.



Starke Gefühle: Beth Ditto schreit heraus, was viele bedrückt (Seite 54). Jetzt hat die Musikerin, die ihre Band Gossip aufgelöst hat, ganz neue Ziele.



ZUM TITEL
Neo Rauch: „Stellwerk II“, 2015, 242 mal 206 Zentimeter, Öl auf Papier

- 14 KARL LAGERFELD
- 50 RAF SIMONS
- 56 VERA VON LEHNDORFF
- 74 FRANK BUCHHOLZ
- 82 PHILIPPE STARCK

ZEITLOS Wie Winston Churchill vor 60 Jahren die Zukunft der Briten in Europa sah. Seite 13

GRENZENLOS In Delis nach New Yorker Art werden Hungrige aller Länder heimisch. Seite 72

BODENLOS Geraldine Fasnacht hat alle Höhen und Tiefen des Extremsports erlebt. Seite 64

ATEMLOS Andy Warhol brachte 1979 Farbe in den Rennsport – mit einem bunten BMW M1. Seite 76

UFERLOS Wellington ist die coolste Hauptstadt – nicht nur für Neuseeländer. Seite 70

SCHNÖRKELOS Immer mehr Beauty-Produkte verschönern sich mit minimaler Optik. Seite 78

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 11. Juni bei.



Mai-Feiertag: Jetzt ist die Hochzeit für Hochzeiten. Schon bei der Auswahl der Trauringe geht es manchmal rund – wie Goldschmied Jan Spille (Seite 48) erfahren hat.

Dieser Mann kann fast alles. Jedenfalls entwirft Hervé van der Straeten (Seite 28) tollen Schmuck und spektakuläre Möbel. Ein Besuch in Paris.



FOTOS: HELMUT FRICKE (2), JENS GRAWMAY, DIETER FICHEL, © NEO RAUCH, FOTO: UWE WALTER, BERLIN/VOG BILD-KUNST, BONN 2016



Molteni & C

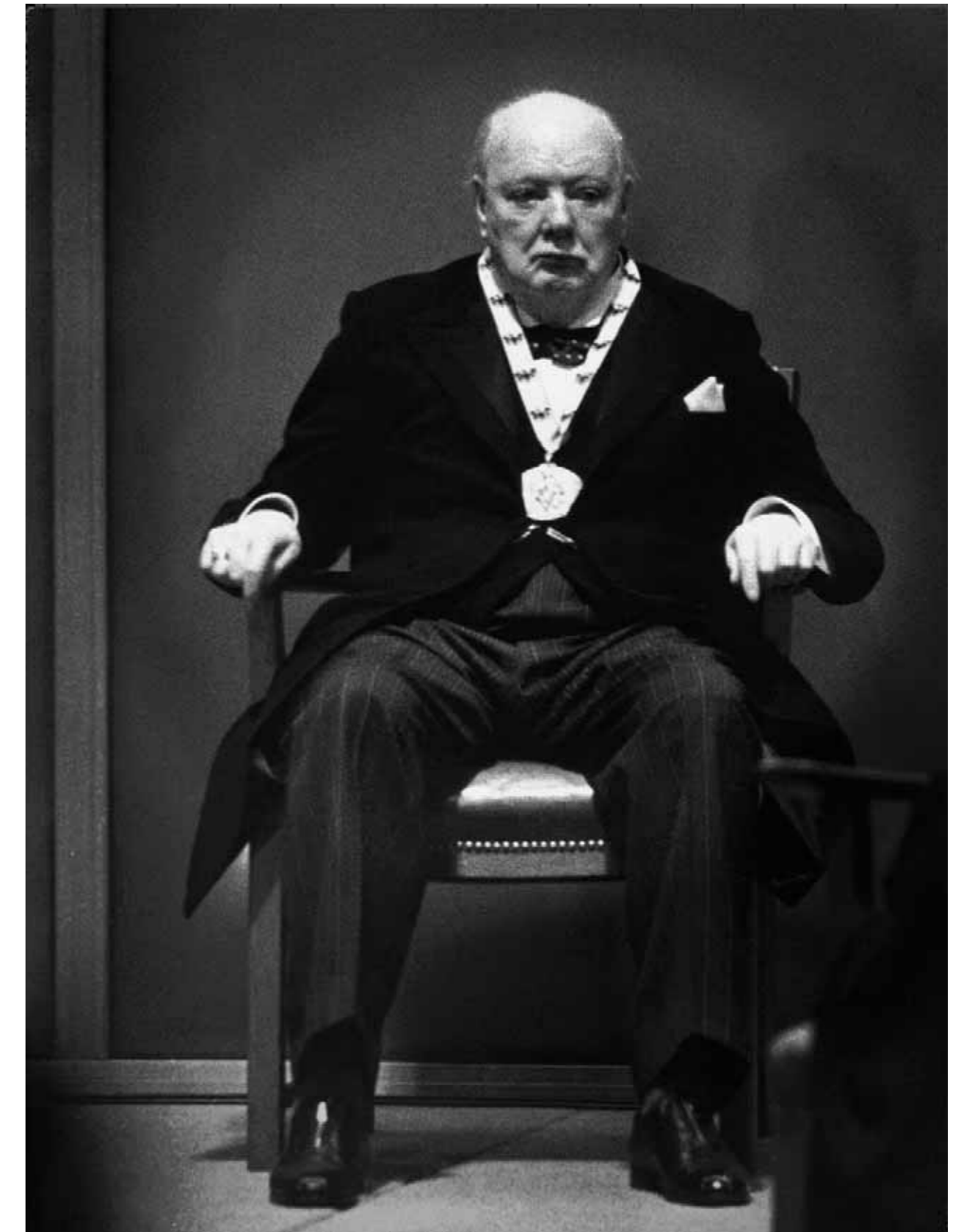
MOLTENI&C AGENTUREN
PLZ 0-1-2-3 bernd.hanhardt@molteni.it T 0171 3785959
PLZ 7-8-9 felix.goeschen@molteni.it T 0172 9006429
PLZ 4-5-6 markus.knapp@molteni.it T 0160 96472589

Vor sechzig Jahren

Man kann ihn leider nicht mehr fragen, wie er sich am 23. Juni entscheiden würde, wenn die Briten über die Mitgliedschaft in der EU abstimmen. Winston Churchill ist schon zu Lebzeiten oft missverstanden worden, nicht zuletzt in seiner Rolle als „großer Europäer“, für die er vor 60 Jahren den Karlspreis in Aachen erhielt. Verliehen wurde ihm die Auszeichnung, wie es in der Urkunde hieß, für seine Verdienste „um die Verteidigung des höchsten menschlichen Gutes, der Freiheit, und um den erfolgreichen Anruf der Jugend, die Zukunft Europas durch Einigung zu sichern“. Würde sich Churchill also heute klar auf die Seite der „Remainer“ schlagen, die unter Führung David Camerons für den Verbleib Britanniens in der Europäischen Union werben?

Der deutsche Bundeskanzler Konrad Adenauer, der damals im Aachener Rathaus die Laudatio hielt, listete Churchills Einsätze für Europa auf, darunter dessen Eintreten für die Aufnahme Westdeutschlands in den Europarat, seine Reden auf dem Haager Kongress und in Fulton – sowie vor allem seine Ansprache an Züricher Studenten im September 1946, als er die Gründung der „Vereinigten Staaten von Europa“ vorschlug. Aber gerade die berühmte „Züricher Rede“ (des damaligen Oppositionsführers Churchill) gibt den „Remainers“ keinen Trumpf in die Hand. Sie beschrieb zwar hellsichtig die Versöhnung Deutschlands und Frankreichs als Keim einer jeden europäischen Einigung (die 16 Monate nach Kriegsende noch schwer vorstellbar schien), beließ aber Großbritanniens Rolle in dem Prozess im Unklaren. Am Ende seines Züricher Auftritts machte er sogar deutlich, dass er das Vereinigte Königreich, so wie auch das Commonwealth, die Vereinigten Staaten und womöglich sogar die Sowjetunion, als „Freunde und Unterstützer des neues Europas“ ansehe. Von einem Mitmachen der Briten war keine Rede.

Es war eine Preisverleihung mit Tücken. Schon ein Jahr zuvor war Churchill der Karlspreis zugesprochen worden, doch wegen Herzbeschwerden hatte er ihn nicht in Empfang nehmen können. Als er schließlich ein Jahr später, am 10. Mai 1956, nach Aachen reiste (es war sein erster Besuch in Deutschland seit der Potsdamer Konferenz), kam er als einfacher Abgeordneter. Im Vorjahr war er aus gesundheitlichen Gründen als Regierungschef zurück-



getreten, und er befand sich noch immer in schlechtem Zustand. Während der nur zwei Jahre jüngere Adenauer die 75 Stufen zum Reichssaal im zweiten Stock müheelos nahm, wurde der 82 Jahre alte Ehrengast aus London von zwei Feuerwehrleuten auf einem Sessel hinaufgetragen. Kein Journalist durfte diesen Augenblick beobachten. Draußen, vor dem Ehrenmal für die Gefallenen, demonstrierten mehrere Hundert Vertriebene gegen die Preisverleihung. Sie warfen Churchill vor, der Abtretung der deutschen Gebiete östlich von Oder und Neiße zugestimmt zu haben.

Churchill war der sechste Träger des 1949 ins Leben gerufenen Karlspreises. In den Jahren davor hatten ihn Regierungschefs und Präsidenten erhalten: Adenauer, der Präsident der Hohen Behörde der Montanunion, Jean Monnet, der italienische Ministerpräsident Alcide de Gasperi. Längst in der Phase der eigenen Historisierung angekommen und vollkommen frei von politischen Rücksichten, entwickelte Churchill in seiner Rede Gedanken, die Einigen im Saal schwer aufstießen. Er könne keinen Grund erkennen, warum sich eine Sowjetunion nach Stalin nicht der Nato anschließen sollte, sagte Churchill. Man müsse, erläuterte er später, bei seiner ersten Zigarre an diesem Abend, den Russen „die Furcht nehmen“.

Das lief Adenauer, dem Architekten der deutschen Westbindung, so zuwider, dass er seine höheren Beamten noch in der Nacht anwies, das Thema einer Nato-Mitgliedschaft Moskaus beim bevorstehenden Bonn-Besuch Churchills nicht aufs Gesprächsprogramm zu setzen.

Vielleicht ist es besser, dass Winston Churchill nicht mehr zu allem gefragt werden kann, auch nicht mehr danach, wie er die aktuelle Politik des Westens gegenüber Wladimir Putin beurteilt. *Jochen Buchsteiner*

Aus der F.A.Z. vom 19. Mai 1956: „Einst als Kriegsherr verehrt, der Britanniens Größe gegen alle Anfechtungen verteidigen wollte; nun der große Europäer, dem die Aachener den Europäischen Karlspreis verliehen: Winston Churchill.“ Die Aufnahme von Fritz Fenzl erschien in der Beilage „Bilder und Zeiten“.

PRÊT-À-PARLER



Vis à vis sofa, design by Piergiorgio Cazzaniga

Living the good life outside.
Love it, live it, share it.

www.tribu.com

TRIBU
The art of leisure



①



②

DIESE TASCHEN TRAGEN FRÜCHTE

Bei dem neuen Ding auf Instagram geht es um mehr als um die allerneueste Handtasche. #bagspill läuft förmlich über von Bildern mit Taschen, aus denen wie zufällig die schönsten Kleinigkeiten purzeln, die man so mit sich trägt. Oder besser gesagt: mit denen man theoretisch losziehen könnte. Denn in Wirklichkeit würde wohl niemand das Uhren-Kindle-natürlich-mit-Buchcover-Hand-creme-Parfum-Visitenkarten-Armband-Sammelsurium freiwillig weiter tragen als bis zum nächsten Marmortisch, um dort alles fürs Foto in Szene zu setzen und mit entsprechend entspannter Zeile auf Instagram zu versehen. #bagspill hat wenig zu tun mit dem Inhalt einer Handtasche, diesem spannenden Mysterium. Die aktuellen Taschen eignen sich trotzdem für beides: für eine gute Bagspill-Show auf Instagram und für alles, was man wirklich jeden Tag dabei haben muss. Wie zum Beispiel eine Banane, die locker in die Puzzle-Bag von Loewe (5) passt oder eine Orange, die zur Tod's-Wave-Tasche (3) passt. Der Pink-Lady-Apfel findet seinen Platz in dem Modell von Stiebig & Rieth (7), der Granny Smith wartet auf seinen Einsatz im 16-Uhr-Tief in der Gucci-Bag (2). Die aktuellen Taschen sind nämlich weder zu groß noch zu klein, weder XXL noch XXS, sondern ein vernünftiges M. Diese Größe wurde lange als unentschieden abgetan. Aber viele der aktuellen M-Taschen wie zum Beispiel das Modell von Paula Cademartori (1), die Trunk-Bag von Marni (6) oder die Faye von Chloé (4) sind mit ihren Mustern, Karabinerhaken und Neon-Details jetzt so phantasievoll wie bis vor kurzem noch Clutches. Erdbeeren und Trauben purzeln natürlich nicht wie selbstverständlich heraus. Aber Tupperdosen wären wirklich nichts gewesen fürs Foto. (jwi.)



⑦



③



⑥



④



⑤

FOTOS: HELMUT FRÖBE

KINDERKRAM

Wie geht es denn eurem Sohn in der Schule, hatte unsere Freundin, die Buchhändlerin, in der Kaffeepause gefragt, als ich sie wegen eines neuen Spieleabend-Termins besucht hatte.

Er steckt gerade in seiner Projektwoche, hatte ich gesagt. Zusammen mit drei Freunden soll er den Plan für ein Feuchtbiotop auf dem Schulgelände entwerfen.

Das ist ja toll, hatte die Buchhändlerin gesagt. In unserer Schule damals gab es nichts als Beton.

In seiner auch, hatte ich gesagt, und das bleibt auch so. Das Biotop planen sie ja nur.

Dann hatten wir uns verabredet, und die Buchhändlerin hatte versprochen, ein neues Spiel aus ihrem Geschäft mitzubringen.

Als es dann klingelte, schickten wir unseren Sohn zur Tür. Ullrich trug einen Tropenhelm und einen Button, auf dem „Rettet den Regenwald!“ stand. Na, kleiner Aktivist, begrüßte er unseren Sohn, zwinkerte ihm übertrieben zu und boxte ihn gegen die Schulter.

Ich hätte ihm besser nicht von der Projektwoche erzählen sollen, sagte die Buchhändlerin zerknirscht. Dann sah sie meinen nordhessischen Cousin, der gerade unseren Tisch deckte. Wie schön, sagte sie strahlend. Meine Frau erzählte ihr, dass mein Cousin gerade wieder bei uns wohnte, weil seine WG wegen eines Wasserschadens das alte Forsthaus verlassen musste, in dem sie untergekommen war, und Ullrich fragte meinen Cousin, ob es schwer gewesen sei, sich wieder in der Zivilisation zurecht zu finden nach all der Zeit im Wald.

Nach dem Essen zeigte die Buchhändlerin das Spiel. Es hieß „Burg Flatterstein“ und bestand aus der Kulisse einer Burgruine, durch die unsere Figuren laufen sollten. Dafür würfelten wir nicht, sondern legten kleine schwarze Lappen



in Fledermausform auf eine Art Katapult. Wenn sie auf dem Spielfeld landeten, durften unsere Figuren einen Schritt weiterziehen, zwei, wenn die Fledermäuse bis auf einen Sims in der Burgwand flogen, und drei, wenn sie den Weg durch eines der Fenster fanden.

Stüß, die Fledermäuse, sagte die Buchhändlerin. Bissen schlapp, die Biester, sagte Ullrich, nahm einen der schwarzen Lappen und legte ihn auf die Lüftungsschlitze des Katapults. Sollen ja ziemlich bedroht sein, die Burschen. Wenn du irgendwo eine Straße oder einen Tunnel bauen willst – zack, hängt da irgendwo eine Kolonie Glattnasen rum, und du kannst das Projekt vergessen. Upps, er schlug sich übertrieben auf den Mund und sah unseren Sohn an, das war jetzt nicht so gemeint, Kleiner.

Unser Sohn hatte das Katapult in Stellung gebracht, und weil seine Fledermaus durch ein Fenster trudelte, durfte er drei Schritte ziehen. Die Buchhändlerin schaffte es auf das Spielfeld und zog ein Feld voran.

Los, Flattermann, sagte Ullrich, jetzt zeig dem Onkel mal, was du so drauf hast. Er hieb mit der Faust auf das Katapult. Die Fledermaus flog im hohen Bogen über die Burgmauer und verschwand unter dem Tisch.

Mistvieh, sagte Ullrich und schob das Katapult zu meinem Cousin. Der nahm sich eine neue Fledermaus aus der Packung, zielte und durfte auch drei Schritte ziehen.

Hast du heimlich geübt in eurem Habichtswald, fragte Ullrich, so Fledermausweitwurf, das Golf der Nordhessen? Vom Herkules zu dieser Ruine da?

Du bist so ein schlechter Verlierer, Ullrich, sagte die Buchhändlerin.

Löwenburg, sagte mein Cousin freundlich, keine Ahnung, ob es da Fledermäuse gibt.

Und ich brachte unseren Sohn ins Bett.

Tilman Spreckelsen



Auch in New York dabei: Andrew Jennings bedient mit Larsson & Jennings den Gegentrend zur Smartphone-Zeit.

AUFS HANDGELENK SCHAUEN

Andrew Jennings ist ein mutiger Mann: Er ist Anfang dreißig und Mitbegründer einer Uhrenmarke. In Zeiten, da junge Menschen kaum noch auf die Uhr schauen, dafür aber umso öfter auf Displays, klingt das riskant. Aber Jennings winkt ab: „Auf keinen Fall!“ Denn die Uhr zeige nicht nur die Zeit an, sondern auch den persönlichen Stil. Auf Modelle von Larsson & Jennings könnte das zutreffen, denn viele Kunden sind junge Leute, die Wert auf ihr Äußeres legen. Auf Instagram hat die Marke schon 150.000 Follower. Das nüchterne Design geht mit der Zeit: Zu haben ist die Marke unter anderem bei Net-a-porter und im Voo Store in Berlin. Alles begann mit einer Rolex – einer Daytona 6239, um genau zu sein. Der zehnjährige Andrew bekam sie von seinem Onkel vererbt. Zwar durfte er das wertvolle Stück als Junge nicht tragen, aber vielleicht begeisterte sie ihn deshalb umso mehr. Seitdem hatte er eine Leidenschaft für Vintage-Uhren. Der Brite erkannte die Marktlücke für Uhren, „die modern und klassisch zugleich sind“. Seine Idee eines eigenen Uhrenhauses wurde im Jahr 2011 Wirklichkeit: Zusammen mit seinem schwedischen Freund Joakim Larsson gründete



er Larsson & Jennings – mit gerade einmal 26 Jahren. Mittlerweile ist Larsson nicht mehr Teil des Unternehmens, sein Nachname schon. „Larsson & Jennings“ – das soll auch die Design-Philosophie spiegeln, die sich aus den Herkunftsländern der beiden speist. Den schwedischen Hang zum Understatement nehmen das funktionelle Design und die reduzierten Zifferblätter auf. Für die klassische britische Dresswatch stehen die römische XII und das flache Gehäuse. So vereinen sich Minimalismus und Tradition am Handgelenk. Gefertigt werden die Uhren in der Schweiz. Einfach war das zunächst nicht: „Ich hatte am Anfang Schwierigkeiten, ernst genommen zu werden, weil ich so jung war“, sagt Jennings. Aber langsam weiß er, wie die Schweizer ticken, so dass er seine fünf Serien mit Quarzmodellen nun auch um eine Automatikserie erweitern konnte; das Werk kommt vom Schweizer Hersteller ETA. Die Uhr ist mit 1400 Euro das mit Abstand teuerste Modell der Marke. Die Quarzuhren kosten zwischen 280 und 450 Euro – also nicht einmal so viel wie ein WG-Zimmer in London oder New York, wo Jennings seine ersten Läden unterhält. Madeline Dangmann

PRÊT-À-PARLER

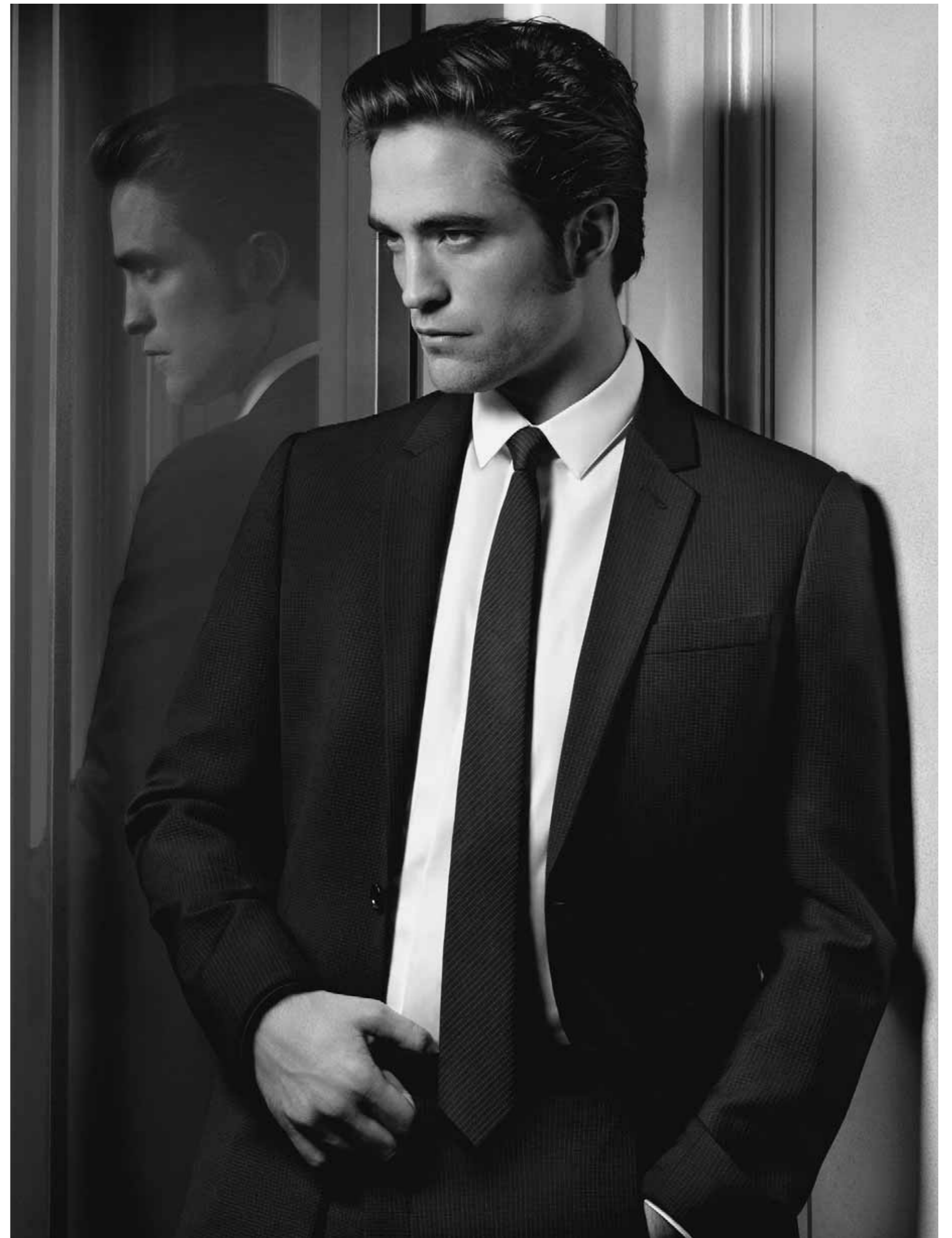
AUF DIE FÜSSE GUCKEN

Es begann in Amerika mit dem Turnschuh aus Segeltuch. Heute laufen sie um die ganze Welt: Sneaker („to sneak“ heißt schleichen) wurden seit der Achtundsechziger-Bewegung und durch den Hip-Hop zum Alltags-Outfit. Als sich Joschka Fischer 1985 in Nike-Schuhen zum hessischen Minister vereidigen ließ, war das ein Sinnbild dafür, dass die hergebrachte Ordnung nicht mehr lief. Heute ziehen vor allem limitierte Serien: Der „Yeezy“ von Kanye West für Adidas und der „Fenty“ von Rihanna für Puma sind die aktuellen Ikonen, in denen Sport, Musik, Mode und Stars zusammenkommen. Der Kult um Sneaker hat das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe zu einer originellen Ausstellung angeregt. Das Haus am Steinertplatz (wo unlängst die kritische Schau „Fast Fashion“ lief) zeigt 120 Paar Schuhe von 20 Firmen. Passend dazu: Plakate und Zeichnungen wie zum Beispiel die Studie „Koi Morphing“ des Designers Yoske Nishiumi für die Marke Onitsuka Tiger (rechts). Die Sammler wollen ihre ausgeliehenen „Chucks“, „Superstars“ und „Air Force Ones“ natürlich am Ende zurück haben: Manche kosten heute das Vielfache des Verkaufspreises. Ulla Fölsing

„Sneaker. Design für schnelle Füße“, Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, 13. Mai bis 27. August.



FOTOS: KAI VON HARBENAU (F.A.Z.), HERSTELLER



WWW.DIOR.COM - 069 29 99 34 67

Dior



RIMOWA ELECTRONIC TAG

DIE ERSTE DIGITALE CHECK-IN-LÖSUNG
FÜR IHR GEPÄCK.



Offizieller Launch Partner

Lufthansa

Die Zukunft komfortablen Reisens: RIMOWA Electronic Tag. Checken Sie Ihr Gepäck per Smartphone von überall aus ein und geben Sie es in Sekundenschnelle auf. Erfahren Sie mehr auf: www.rimowa-electronicitag.com

RIMOWA®

Germany since 1898



VOM URZEITMENSCHEN ZUR UPCYCLING-WARE

Im Jahr 1976 rief Rolex einen Preis ins Leben, bei dem es ausnahmsweise mal nicht um Uhren gehen sollte. Der „Preis für Unternehmungsgestalt“ mag zwar vor genau 40 Jahren anlässlich des damals fünfzigjährigen Jubiläums der Rolex-Oyster gegründet und zwei Jahre später zum ersten Mal vergeben worden sein – aber bis heute fördert er Menschen und ihre Projekte, die sich in ihrer Arbeit weder über ein Uhrwerk beugen noch unbedingt eines am Arm tragen. Ganz im Gegenteil, wie die folgenden Beispiele aus den bisherigen Jahren zeigen. (jwi.)

1978 Luc J.F. Debecker (Schweiz) erforscht das Leben der Urzeitmenschen mit Hilfe von europäischer Höhlenmalerei.

1978 Billy Lee Lasley (Vereinigte Staaten) entwickelt eine nicht-invasive Methode, um das Geschlecht von Vogelarten zu bestimmen, die vom Aussterben bedroht sind – der erste Schritt für entsprechende Brut-Programme.

1978 Francine G.P. Patterson (Vereinigte Staaten) lehrt und kommuniziert mit Gorillas in ihrer „Gorilla Sign Language“.

1981 Rodney M. Jackson (Großbritannien) forscht über den Schneeleoparden im Himalaja und die besten Möglichkeiten, die Art vor dem Aussterben zu schützen.

1984 Michel Terrasse (Frankreich) arbeitet an der Wiedereingliederung von Geiern in ihren natürlichen Lebensraum in den französischen Cevennen.

1987 Johan G. Reinhard (Vereinigte Staaten) bewahrt das kulturelle Erbe des Anden-Volkes.

1990 Les Stocker (Großbritannien) gründet das erste Krankenhaus in Europa, das sich um wildelebende Tiere kümmert.

1996 Frithjof Voss (Deutschland) setzt Satelliten ein zur Heuschreckenbekämpfung in Asien und Afrika.

2002 Ilse Köhler-Rollefson (Deutschland) erforscht das Zusammenleben von Mensch und Kamel im indischen Bundesstaat Rajasthan.

2004 Kikuo Morimoto (Japan) lässt die Produktion von Seide in Kambodscha wieder aufleben.

2006 Chanda Shroff (Indien) lässt traditionelles Handwerk in Indien wieder aufblühen, um Frauen dort auf diese Weise ein Einkommen zu sichern, von dem sie ihren Lebensunterhalt bestreiten können.

2010 Piyush Tewari (Indien) bildet ein Netzwerk von Polizisten, die bei Unfallopfern in Delhi erste Hilfe leisten.

2012 Reese Fernandez-Ruiz (Philippinen) hilft Frauen, mit ökologisch hergestellten Upcycling-Produkten einen fairen Lohn zu verdienen.

DANIEL LIBESKIND HORCHT IN FRANKFURT HINEIN

Herr Libeskind, „One Day in Life“ ist der Titel eines Projekts, das Sie mit der Alten Oper am 21. und 22. Mai in Frankfurt veranstalten. Sie leben in New York und arbeiten viel in China. Wie wirkt Frankfurt da auf Sie? Es ist eine schöne Stadt. Sie ging durch eine turbulente Geschichte, hat Zerstörungen, Bombardierungen erlebt, aber ich sehe keine hässlichen Narben, sondern die Unverwundlichkeit, die Widerständigkeit. Nach dem Krieg nahm Frankfurt eine ganz neue Richtung. Die Fähigkeit einer Stadt, sich zu verändern – das macht für mich einen wesentlichen Teil ihrer Schönheit aus.

Manche möchten die Zeit zurückdrehen. Die Altstadt wird gerade wiederaufgebaut. Auch in anderen Städten sehnt man sich nach der architektonischen Vergangenheit. Wie finden Sie das?

Es kommt darauf an, wie es gemacht wird. Das Bedürfnis danach kann ich verstehen. Aber wenn man nicht in seiner Zeit leben will, ist das ungesund. Wir haben keine Wahl. Wir müssen akzeptieren, dass die Geschichte voranschreitet, wir können sie nicht anhalten. Es muss etwas Substantielleres gebaut werden als ein Bühnenbild.

Wenn man eine musikalische Metapher für die moderne Stadt sucht, kommt man nicht unbedingt auf einen Begriff wie „Harmonie“. Wäre „Kakophonie“ angebracht?



Daniel Libeskind, der New Yorker Architekt, der Projekte in aller Welt verwirklicht, ist am Donnerstag 70 Jahre alt geworden. In diesen Tagen ist er wieder in Frankfurt, um sein Musikprojekt vorzubereiten, das die ganze Stadt erklingen lässt.

Nicht unbedingt. Eine Stadt ist komplex, unserem Gehirn ähnlich. Wir wissen nicht viel über das Gehirn, aber wir wissen, dass es unterschiedliche Teile gibt, einer ist für das Lesen zuständig, einer für das Hören und so weiter. Die Stadt ist das Abbild des menschlichen Geistes. Man kann eine Stadt nicht reduzieren auf das Chaos.

Hat eine Stadt für Sie einen Klang?

Viele Klänge. Und es gibt Geheimnisse, eine geheime städtische Musik. Große Städte können uns an etwas erinnern, das wir längst vergessen haben.

Also wirken sie auf das Unbewusste?

Es gibt Geheimnisse, die auf die Einwohner wirken, ohne dass sie etwas davon wissen. In einer Stadt lassen sich so viele Schätze finden. Aber wenn die Menschen das Unerwartete nicht suchen, werden sie es nicht entdecken, sagte ein alter chinesischer Gelehrter. Wer ein gewöhnliches Pferd erwartet, wird das Einhorn nicht sehen. Und wenn das Einhorn dann tatsächlich kommt, sieht er immer noch nichts anderes darin als ein Pferd. Das gilt auch für Städte.

Bei „One Day in Life“ werden mehr als 75 Konzerte an 18 Orten stattfinden – darunter viele, die sonst nicht zugänglich sind, ein Operationsaal, ein Bunker, eine Hochhausetage, ein Trainingscenter der Feuerwehr, fahrende Straßenbahnen. Welche Idee steckt dahinter?

24 Stunden Musik in einer Stadt: Das symbolisiert das Leben. Alle Tage des Lebens sind in diesem einen Tag enthalten. Musik ist allgegenwärtig. Als ich mit der Idee herausrückte, dachte ich, alle würden mich für einen Spinner halten. Das Gegenteil war der Fall. Ich war überwältigt von der Offenheit und dem Interesse, mit dem das Projekt in Frankfurt aufgegriffen wurde.

Wie haben Sie die Musikstücke ausgewählt? Nach den Orten, wo sie gespielt werden? Oder sind es einfach Werke, die Sie interessieren, die Ihnen gefallen?

Beides. Es steckt keine Theorie oder Absicht dahinter. Wenn man durch die Stadt geht, kommt einem etwas in den Sinn. Und ich habe mir viele Orte angeschaut.

Und sie mit einer bestimmten Musik in Verbindung gebracht? Die Emotionen verbinden Architektur und Musik. Wir wollen etwas mitteilen, nicht dem Intellekt, sondern der Seele. Es geht nicht um nationale, religiöse Gefühle, es geht um unmittelbare Kommunikation. Musik und Architektur versteht man, wohin man auch kommt.

Sie glauben an eine Art Universalismus?

Der Universalismus liegt in der menschlichen Seele. Wir sind alle miteinander verbunden.

Die Fragen stellte Michael Hierholzer.

PRÊT-À-PARLER

DIESE BÜRSTE GLÄTTET AUCH

Eine Haarbürste, die beim Kämmen glättet? Das klingt so, als wäre sie für mich gemacht. Ich bekenne: Ich bin ein Haarstyling-Muffel, faul bis in die Haarspitzen, und ich stehe dazu. Ich mag es am liebsten effizient, keine Kuren, keine Packungen. Ich bürste meine schulterlangen Haare morgens und abends, und nach dem Waschen lasse ich sie an der Luft trocknen, um sie dann noch kurz mit Rundbürste und Föhn, na ja: zu stylen. Das teure Glätteisen, das ich mir kaufte, um mich zu bessern, liegt unbenutzt im Regal. Zur Not kann ich die Haare immer noch als Pferdeschwanz tragen. „Du kannst von Glück reden, dass Du von Natur aus so unkomplizierte Haare hast“, sagen Freundinnen. Ja, ich habe dickes, glattes Haar, und es macht meistens das, was ich will: ordentlich aussehen. Doch auch mich erwischt manchmal ein „bad hair day“, meistens dann, wenn ich morgens schnell weg muss. An solchen Tagen kommt der E-Styler der Münchner Marke

Ikoo ins Spiel. Diese Bürste verspricht, dass sie nach dem Two-in-One-Prinzip kämmen und glätten kann. Dafür müssen die Haare trocken sein. Auf den ersten Blick ist die Flachbürste mit Plastikgriff etwas klobig. Bis die Bürstenzacken aufheizen, vergehen knapp zwei Minuten. Je nach Haarstruktur – lockig, gewellt, glatt, fein oder kräftig – kann man die Temperatur in fünf unterschiedlichen Stufen regulieren. Man muss nur ein Gerät in der Hand halten, statt mit Föhn und Bürste herumzuhantieren. Ich starte bei 190 Grad für normales Haar, merke aber schnell, dass das für meine Haare nicht ausreicht, und schalte auf die höchste Stufe: 230 Grad. Die Glättbürste ist trotzdem nicht heiß, ich kann die Bürstenzacken sogar anfassen. Mit wenigen Strichen lassen sich die Haare in Form bringen. Sie sind glatt, aber nicht niedergebügelt wie beim Glätteisen. Und sie glänzen sogar mehr als sonst. Auch meine Tochter (leicht welliges Haar) ist zufrieden. Laut Hersteller bringt die Bürste (149 Euro) sogar Bärte in Form. Hätte ich gerne auch getestet. Aber leider trägt mein Mann keinen Vollbart. Sabine Spieler

FOTOS: FRANK ROTH, HERSTELLER; LUC DEBECKER, COURTESY OF BILLY LEE LASLEY, ROLEX



DURCH DIESEN TEXT FLIESST VIEL NEGRONI

Mode vergeht, Stil bleibt: Die Lebensweisheit passt sehr gut zum Negroni. Dieser Cocktail ist ein Drink für die Ewigkeit; ein Stimmungsaufheller voller Kraft und Farbe; ein Aromengigant, der alle Geschmacksknospen auf Touren bringt; eine robuste Mixtur, die zwar nicht so stark ist wie ein Martini oder eine Margarita, aber schon beim ersten Schluck zu erkennen gibt, dass hier ein ernsthafter Drink mit viel Substanz im Glas schwappt.

Im Grunde ist der Negroni an Schlichtheit kaum zu überbieten. Seine drei Bestandteile – Gin, Campari und Wermut – werden zu gleichen Teilen auf Eis gemixt und mit einem Orangenschnitz garniert. Das ist alles. Keine Infusionen, Tinkturen, Bitterspritzer. Die Kombination ist denkbar simpel – aber die leuchtend rote Mischung im Glas ist von geradezu magischer Anziehungskraft. Die drei Bestandteile machen sie rund: Alkohol und botanische Noten liefert der Gin, Süße und Kräutraromen der Wermut und schließlich feine Bitterkeit der Campari.

Der Negroni ist einer der wenigen klassischen Cocktails, deren Ursprung bekannt ist. Er verdankt seine Existenz und seinen Namen einem Mann, der in seinem Leben wenig ausgelassen hat: Graf Camillo Negroni machte vor einem Jahrhundert als raubeiniger Rinderzüchter, Rodeoreiter und Kartenspieler ebenso auf sich aufmerksam wie als Verführer, Playboy und Salonlöwe. 1868 in der Nähe von Florenz geboren, suchte er sein Glück in Amerika und Kanada. 1912 kehrte er nach Florenz zurück.

Und dort gab er ein paar Jahre später im Café Casoni (heute Café Giacosa) jene Bestellung auf, die ihn zum Namensgeber eines der berühmtesten Drinks überhaupt werden ließ. In den Bars und Salons von Florenz war gerade ein Aperitif namens Americano schwer in Mode, ein Mix aus Campari, Wermut und Sodawasser, der für den Grafen, der aus der Neuen Welt zurückgekehrt war, allein schon wegen des Namens ideal gewesen wäre. Doch dem Lebemann und Abenteurer stand der Sinn nach etwas Stärkerem. Und so ersetzte der Bartender Fosco Scarselli das Sodawasser kurzerhand durch Gin und die im Americano übliche Zitronenzeste durch eine Orangenscheibe.



Auch Sven Riebel von der Frankfurter Bar „The Tiny Cup“ hat eine Negroni-Variante. Er mixt 3,5 cl Plymouth Gin, 2,5 cl Carpano Antica Formula und 2 cl Campari und gibt Orangen- und Zitronenzesten dazu. Durch den geringeren Campari-Anteil zeigt der Drink im Glas zwar weniger Farbe, dafür ist er im Mund aber auch weniger bitter.

Fotos Wöngé Bergmann

Das war im Jahr 1919. Und es war der Beginn eines Siegeszuges, in dessen Verlauf sich der Negroni seinen Platz im Cocktail-Geschichtsbuch sicherte – neben anderen Klassikern wie dem schon im Jahr 1750 kreierten Gin Fizz oder dem 100 Jahre später entstandenen Sazerac.

So gut wie unersetzlich für die klassische Mischung ist Campari, der knallig rote Aperitif, der schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Norditalien etabliert war und wegen seiner ausgeprägten Bitterkeit vor allem für Longdrinks und Cocktails verwendet wurde – und immer noch wird. Manch anspruchsvoller Barkeeper fasst den Bitterlikör, der von dem gleichnamigen Getränkekonzern viel beworben wird, angesichts seiner Verbreitung in aller Welt heute zwar kaum noch an. Beim Negroni aber haben sie keine Wahl.

Weil man unterschiedliche Gin-, Spirituosen- und Wermut-Sorten verwendet, gibt es zahlreiche Varianten:

- der Boulevardier enthält Bourbon statt Gin;
- beim Tegrone kommt Tequila in die Mischung;
- der Negroski erhält seine Kraft vom Wodka;
- beim Negroni sbagliato („falscher Negroni“) wird der Gin durch trockenen Spumante ersetzt.

Zentral im Negroni-Universum ist aber weiter der Campari. Der zeitlose Stil dieses Cocktails hat alle Trends überdauert. Und doch profitiert er von der aktuellen Renaissance der klassischen Cocktails. Seit einigen Jahren gibt es sogar eine „Negroni Week“, an der Tausende Bars in aller Welt teilnehmen und eine Woche lang ihre Varianten des Klassikers für einen guten Zweck unter die Leute bringen. In Deutschland beteiligen sich in diesem Jahr vom 6. bis zum 12. Juni etwa 500 Lokale (<http://negroniweek.com>) mit ihrer Interpretation des flüssigen Dolce Vita.

Dem Grafen, der Zeit seines Lebens dem Genuss ergeben war, bis er im Jahr 1934 starb (natürlich in Florenz), würde das sicher gefallen – auch wenn er der von Fosco Scarselli im Café Casoni servierten Ur-Version wohl den Vorzug vor allen modernen Spielarten geben würde. Allein schon aus Gründen des Stils. Peter Badenhop

PRÊT-À-PARLER

DIE KOHLE HAT ES IN SICH

Die Beauty-Branche lebt von Trends: Mal wird Kokosnussöl als Wundermittel angepriesen, mal ist es Heilerde oder Teebaumöl. Gerade sind pechschwarze Kosmetikprodukte und Detoxsäfte mit Aktivkohle angesagt.

Seit Jahrtausenden schon wird Kohle auch in der Medizin genutzt. Die bekannteste Form ist die Kohletablette, die früher alle Interrail-Reisenden auf ihren Bahnfahrten durch Südeuropa im Gepäck hatten. Sie soll bei Magen-Darm-Erkrankungen helfen, denn die aus natürlichen Rohstoffen wie Linden- oder Kiefernholz gewonnene Kohle (überwiegend poröse, feinkörniger Kohlenstoff mit großer innerer Oberfläche) wirkt wie ein Schwamm. Die Kohle zieht Gifte oder Bakterien magnetisch an, bindet sie und scheidet sie aus dem Körper aus.

Diese Eigenschaft soll sie nun auch als Beauty-Helfer qualifizieren. Shampoos, Peelings und Gesichtsmasken machen sich die absorbierende Fähigkeit bei äußerlicher Anwendung zunutze. Die Haut soll schonend von Unreinheiten befreit werden, Zähne sollen durch schwarze Zahnpasta mit Kohlepulver weiß erstrahlen.

Klingt – wie üblich in der Beauty-Branche – zu schön, um wahr zu sein. „Es wäre einfältig zu glauben, dass alle Produkte mit Aktivkohle eine immense Wirkung haben“, sagt der Pharmazeut Matthias Melzig, Professor an der Freien Universität Berlin. „Aber ich denke schon, dass der Trend auf einem wahren Kern basiert.“ Immerhin haben die Ägypter schon im Altertum die Aktivkohle auch äußerlich zur Desinfektion von Wunden angewendet. Dennoch: Melzig sagt, die Wirkung in kosmetischen Produkten sei wissenschaftlich nicht belegt.

Muss also jeder für sich entscheiden, ob die Schönheitshelfer halten, was sie versprechen. Beim Kauf sollte man vor allem darauf achten, ob überhaupt medizinische

Kohle im tiefschwarzen Produkt enthalten ist. Denn manchmal wird für die Farbgebung nur synthetischer Ruß beigemischt. Deshalb: Immer überprüfen, ob auf der Liste der Inhaltsstoffe „charcoal“ verzeichnet ist.

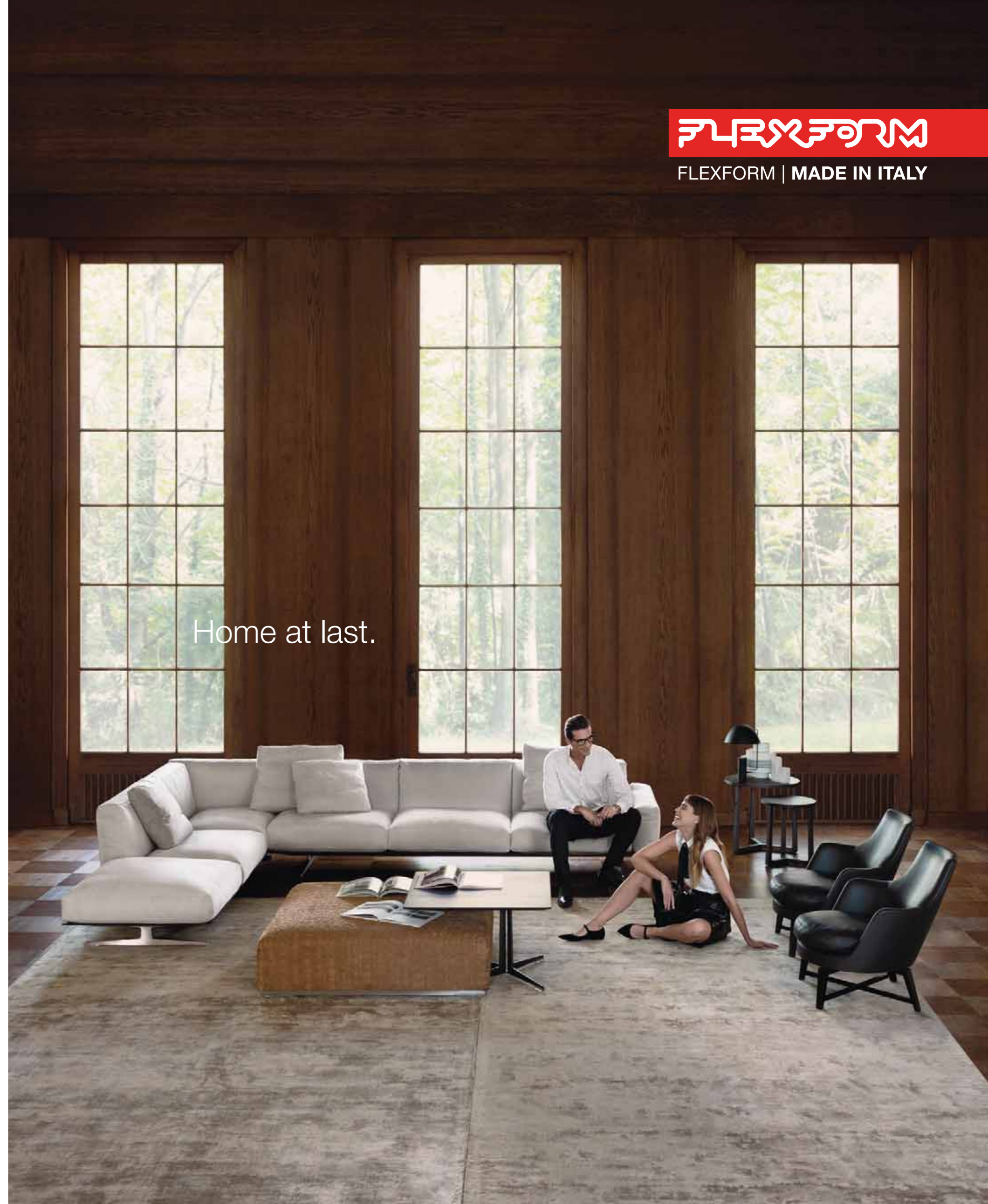
Auch innerlich soll die Kohle reinigend wirken. Deshalb wird sie nun Säften beigemischt. Stars wie Gwyneth Paltrow und Salma Hayek schwören auf die pechschwarzen Entgiftungsdrinks. Die Firma Detox Delight hat seit einem Jahr Produkte mit Aktivkohle im Sortiment, wie beispielsweise die „Black Detox Lemonade“. Die Limonade enthält in einem halben Liter 175 Milligramm Aktivkohle – und die ist geschmacksneutral.

„Die vielfältige Anwendung in der Medizin zeigt ja, dass die Wirkung der Kohle gegeben ist“, sagt Astrid Purzer, Gründerin und Geschäftsführerin von Detox Delight. Dabei bezieht sie sich auf die englische Naturheilkundlerin Elizabeth Peyton-Jones, die meint, mit der täglichen Einnahme von Aktivkohle könnten die Giftstoffe im Körper um bis zu 60 Prozent reduziert werden. Natürlich sollte die Kohle in „homöopathischen Mengen“ konsumiert werden, sagt Astrid Purzer – wie in den Drinks ihrer Firma.

Matthias Melzig bleibt da kritisch. Nicht mal ein Gramm Kohle in einem Produkt klinge zwar nicht nach viel. „Aber das sind schon etliche Quadratmeter an Oberfläche, die dem Körper einiges an Vitaminen und Medikamenten entziehen können.“ Denn es stimmt zwar, dass die Aktivkohle Toxine bindet. Sie unterscheidet aber nicht zwischen guten und schlechten Stoffen und absorbiert auch Nährstoffe. Kohle kann sogar die Wirkung von Arzneimitteln und vielleicht von hormonellen Verhütungsmitteln beeinträchtigen. „Der Hype um die innerliche Anwendung ist ziemlich verrückt“, sagt der Pharmazeut. Was also wird das neue Schwarz? Madeline Dangmann



Ob's hilft? Getränke, Seifen und Zahnpasta mit Aktivkohle sind gerade angesagt. Die Wirkung ist aber fraglich.



Home at last.

AGENT FOR GERMANY
Agentur Patrick Weber
Tel. 07044-922910
Fax 07044-922922
info@italdesign.de

FOTOS: HEINERLE

SOFT DREAM
SECTIONAL SOFA
design by Antonio Citterio

FLEXFORM
www.flexform.it



FLEXFORM | MADE IN ITALY

FERRAGAMO WILL AUCH IN SNEAKERN SPRINTEN

Bevor das Dinner in der italienischen Botschaft beginnt, erhebt sich der Patriarch und zeichnet ein paar historische Linien nach. Ferruccio Ferragamo, 1945 geboren, erinnert sich noch gut an seinen Vater Salvatore Ferragamo, der 1898 geboren wurde, mit 15 Jahren nach Amerika auswanderte, in Hollywood der „Schuhmacher der Träume“ wurde (so der Titel seiner Autobiographie), dann zurückkam nach Italien, spät heiratete, mit seiner jungen Frau Wanda sechs Kinder bekam und schon im Jahr 1960 starb, als seine Kinder wirklich noch Kinder waren.

„Drei Epochen gibt es nun in unserem Unternehmen“, sagt Ferruccio Ferragamo unter den Lüstern im herrschaftlich neoklassizistischen Saal der Botschaft. „Die erste war die meines Vaters. Als er starb, arbeitete meine Mutter mit uns weiter am Erbe. Das war die zweite Epoche. Und die dritte: Vor zehn Jahren haben wir erstmals einen Manager geholt, der nicht aus der Familie stammt.“

Und das war ein guter Schritt. Denn Michele Norsa, der erste familienfremde Vorstandsvorsitzende, der nun zufrieden lächelt, hat aus dem braven Unternehmen eine Weltmarke gemacht. 2015 erlöste Salvatore Ferragamo 1,43 Milliarden Euro, zu einem Viertel in Europa, einem Viertel in Amerika und zu 45 Prozent in Asien. Endlich ist die Marke in der ersten Liga angekommen, auf Augenhöhe mit Valentino, Bottega Veneta oder Dolce & Gabbana.

„Aber unsere Benchmark sind natürlich Chanel, Gucci oder Hermès“, sagt Michele Norsa im Gespräch vor der Eröffnung der Ferragamo-Boutique am Kurfürstendamm und dem Dinner in der Botschaft, „also Marken, die drei oder vier Mal so groß sind.“ Nur: Wie will man weiter wachsen, wenn man schon so stark gewachsen ist? „Es gibt sogar noch Potential in unserem Kerngeschäft, also bei Schuhen und Lederwaren“, sagt Norsa. Ein Beispiel: Das erfolgreichste Produkt der vergangenen Jahre waren Leder-gürtel für Männer: „Vermutlich gibt es keinen einzigen Parlamentsabgeordneten in ganz Südamerika, der keinen Gürtel von uns hat.“ Man könne sich auch weitere Produkte vorstellen. „Bei Seidentüchern gibt es noch viele Möglichkeiten, bei Sneakern, bei Schmuck und bei Uhren, für die es bisher nur eine kleine Lizenz gibt.“

Wachstum sieht er überall. Lateinamerika zum Beispiel trägt bisher nur zu fünf Prozent zum Umsatz bei. „Dabei sind Kolumbien oder Panama wunderbare Märkte.“ Die Zahlen der deutschen Läden erfreuen ihn. Zu Russland fallen ihm diese Sätze ein: „Ich wäre sehr dafür, die Sanktionen aufzuheben. Das ist doch eine sehr altdemokratische Politik, die der Wirtschaft und der Politik schadet.“ Für China, den zuletzt schwächelnden Luxusmarkt, ist er zuversichtlich. „Wir werden dort sogar dieses Jahr einige Läden eröffnen.“ Hongkong sieht er skeptischer. Denn die Käufer aus dem Norden Chinas reisten zum Beispiel heute zum Shoppen auch gerne nach Südkorea. Unterwegs an den Flughäfen könnten sie durchaus auf die Marke treffen: „travel retail“ wird wichtiger. Es gibt schon 110 Verkaufspunkte an 90 Flughäfen. „Gerade haben wir in Kambodscha ein Geschäft eröffnet, und erst heute morgen habe ich mich am Flughafen Frankfurt umgesehen.“

So viel Michele Norsa reisen mag, oft genug führt er die Geschäfte im dritten Stock des Palazzo Spini Feroni mitten in Florenz. Schon deshalb, weil rund um Neapel (woher Salvatore Ferragamo stammte) und in der Gegend von Florenz die vielen Fertigungsbetriebe der Marke sind. All die Schuhe, Taschen und weiteren Produkte werden weiterhin ausschließlich in Italien gefertigt. Nur die Uhren kommen, natürlich, aus der Schweiz.

„Sie sitzt im ersten Stock, ich gehe oft hinunter und erkläre ihr alles“, sagt Norsa. Sie, das ist Wanda Ferragamo. Die Urmutter des Konzerns, am 23. Dezember 1921 geboren, also mittlerweile 94 Jahre alt, ist weiter präsent. „Sie fragt mich aus über alle Details, über die ausländischen Märkte, wie die Produkte laufen, und außerdem erkundigt sie sich nach meiner Tochter.“

Als Wandas Mann Salvatore im Jahr 1960 starb, stand sie plötzlich als junge Witwe alleine da mit ihren sechs Kindern Ferruccio, Giovanna, Leonardo, Massimo, Fulvia und Fiamma. Fulvia, die an diesem Abend mit nach Berlin gekommen ist, war beim plötzlichen Tod ihres Vaters zehn Jahre alt. Sie erinnert sich noch daran, wie er ihre größere Schwester im Schuhhandwerk anleitete.

Ihre Rolle treibt Wanda Ferragamo, die fast täglich ins Büro kommt, mit kaum vermindertem Einsatz als Ehrenvorsitzende weiter. „Bei den allermeisten Sitzungen des



Die Kollektion für Herbst und Winter 2016 (oben) zeigt, dass Ferragamo sich modisch weiterentwickelt hat. Für die geschäftliche Entwicklung war zehn Jahre lang Michele Norsa (links) zuständig, der zum Ende des Jahres ausscheidet. Aber die Familie – oben von links Ferruccio, Fulvia und James Ferragamo bei der Eröffnung des Geschäfts am Kurfürstendamm – hat den Nachfolger schon ausgesucht.

Vorstands ist sie dabei“, sagt Michele Norsa, ohne den geringsten Anschein zu erwecken, dass ihm das lästig fallen könnte. Er ist an gute Ratschläge alter Damen gewöhnt: Seine eigene Mutter, gesegnete 102 Jahre alt, ruft ihn täglich an. „Ich weiß, wie ich damit umgehen muss.“

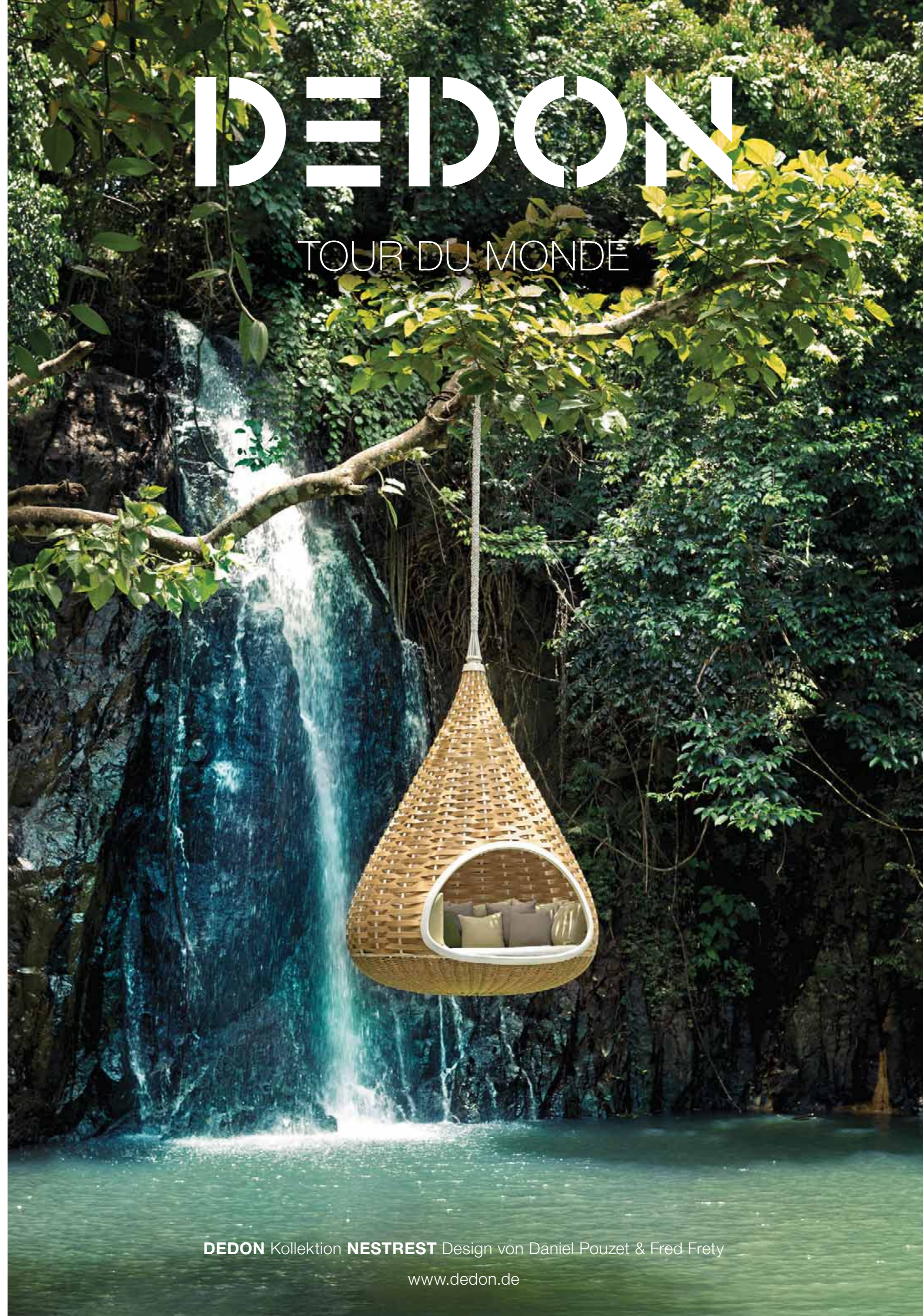
Bei all den neuen Märkten und neuen Plänen wird es um ein Thema etwas still: die Mode. Sie macht nur einen Anteil von sechs Prozent am Gesamtumsatz aus. Für die Imagepflege und als Marketingtool ist sie wichtig, aber die Margen sind geringer als bei den Lederwaren. Ende März wurde der Designer Massimiliano Giornetti entlassen, ob-

wohl er kurz zuvor eine tolle Kollektion gezeigt hatte, wie die Fotos auf dieser Seite zeigen. „Als ich vor zehn Jahren bei Ferragamo begann, war er schon seit sechs Jahren da“, sagt Norsa. „Das ist wirklich eine lange Zeit.“ Wann es einen neuen Designer gibt? Das lässt er unbeantwortet.

Nur wenige Tage nach dem Abend in Berlin gibt Michele Norsa bekannt, dass er selbst zum Ende des Jahres bei Ferragamo aufhört. Einen neuen Designer vorzustellen überlässt er wohl seinem Nachfolger. Der neue CEO könnte Massimo Barzaghi werden. In der italienischen Botschaft machte er jedenfalls bella figura. *Alfons Kaiser*

PRÊT-À-PARLER

FOTOS: ANDREAS PENZ/ AP (3), AFP



DEDON

TOUR DU MONDE

DEDON Kollektion NESTREST Design von Daniel Pouzet & Fred Frety

www.dedon.de

FÜR DEN GUTEN ZWECK RENNT ER ALLEN WEG

Das wird ein langes Wochenende. Für alle, die an Pfingsten frei haben, aber ganz besonders für die etwas mehr als 200 Läufer, die sich für die Quälerei namens „Tortour de Ruhr“ angemeldet haben. Über bis zu 230 Kilometer wird die Strecke führen. An diesem Samstag morgens um acht fällt an der Ruhrquelle nahe Winterberg der Startschuss.

Die fünfzehn Marathonläufer am Stück hat sich auch Nils Thies vorgenommen. Der Bildredakteur dieser Zeitung und Extremstreckenläufer bereitet sich seit Monaten auf die elend lange Strecke über den Ruhr-Radweg vor. Natürlich geht es ihm darum, rechtzeitig ins Ziel in Duisburg zu kommen. Schluss ist 38 Stunden nach dem Start. Wer es dann vollbracht haben will, darf nicht länger als zehn Minuten pro Kilometer brauchen, Pausen eingerechnet.

Aber Thies geht es auch um einen guten Zweck. Wie im vergangenen Jahr läuft er für die Spendenaktion „F.A.Z.-Leser helfen“. Wer ihn unterstützen will, kann seinen Lauf sponsern, Kilometer für Kilometer. 20 Euro kosten die Abschnitte. Die vollständige Spendensumme kommt dem Projekt „Faberis“ zugute, das Flüchtlingen in Frankfurt berufsbezogene Sprachkurse vermittelt.

Die Aussicht, mit seinem Lauf mehr zu bewirken als Muskelkater und ein Runner's High, hat Thies schon im vergangenen Jahr Beine gemacht. Damals bewältigte er gar eine Strecke von 320 Kilometern und sammelte so Geld für Waisenkinder in Kenia. Nun freut er sich auf die neue Herausforderung: „Ich werde jeden Kilometer genießen, bei dem mich die Leser unterstützen.“



Nils Thies trainiert in Frankfurt für den Extremstreckenlauf. Oder ist er auf dem Weg zur Arbeit? So genau weiß man es nie.

Die Redaktion wird Thies an diesem Wochenende ausführlich begleiten. Der Hashtag #nilsläuft ist in den sozialen Netzwerken wieder für ihn reserviert. Unter der Adresse www.faz.net/spendenlauf finden sich alle Informationen zu dem Vorhaben, unter anderem der Trainingsplan. Bis zu 130 Kilometer stehen jede Woche im Programm. Seine Laufliste hat Thies zuvor mit Experten abgestimmt, damit das Training so effektiv und schonend wie möglich ist. Denn klar ist: Ein Extremstreckenlauf kann für Untrainierte wirklich gefährlich werden. Der „Tortour de Ruhr“ dürfen sich nur Läufer unterziehen, die schon bewiesen haben, dass sie vernünftig an eine solche Qual herangehen und sich selbst richtig einschätzen können. Schließlich gelten die Worte des Veranstalter: „Die Tortour wird definitiv kein Kindergeburtstag.“ *Christian Palm*

Spenden von 20 Euro je Kilometer sind noch möglich.

Bitte unter dem Stichwort „Lauf“ auf die Konten:

Nummer 11 57 11 bei der Frankfurter Volksbank (BLZ 501 900 00)

Iban: DE94 5019 0000 0000 1157 11

Nummer 97 80 00 bei der Frankfurter Sparkasse (BLZ 500 502 01)

Iban: DE43 5005 0201 0000 9780 00

Die Namen der Spender werden in der Zeitung und im Internet veröffentlicht. Auf eine Namensnennung kann verzichtet werden. Spenden können steuerlich abgesetzt werden. Sofern die Adresse angegeben ist, kann eine Spendenquittung zugeschickt werden.



Die Großeltern unseres Autors mit einem der damals in Deutschland heimischen Bären auf einem Berliner Weihnachtsmarkt



Die Mutter unseres Autors wirkt schon in jungen Jahren sehr vertraut im Umgang mit dem wilden Tier.

MEINE MUTTER LIESS SICH EINEN BÄREN AUFBINDEN

Im Berliner Zoo, so erzählt man sich, gab es in den zwanziger Jahren zwei Eisbären. Sie hießen nicht Knut, waren aber trotzdem sehr beliebt. Einer der Zoo-Angestellten kam angeblich auf die Idee, zwei Menschen im Eisbärenkostüm vor den Eingang zu stellen, die sich gegen Geld mit den Wartenden fotografieren ließen. Das sei so erfolgreich gewesen, dass sich die Menschenbären vermehrt und im ganzen Land auf Volksfesten zu finden waren.

Jean-Marie Donat weiß nicht, ob das stimmt. Verwunderlich ist es aber schon, dass erst ein Franzose kommen muss, um den Deutschen diesen Teil ihrer Kulturgeschichte näherzubringen. Donat hat ein Buch gemacht aus Dutzenden dieser Fotografien, 300 hat er in den vergangenen Jahrzehnten auf deutschen Flohmärkten gefunden. Datieren lassen sich die wenigsten Bilder. Jedenfalls waren die Eisbären eine große Sache und nicht nur ein Nachkriegsphänomen. So hatten im „Dritten Reich“ auch Hitlers Geliebte Eva Braun und Wehrmachtssoldaten schon

mit den Kostümierten posiert, amerikanische Soldaten ebenfalls. Der Krieg ging vorüber, die Bären nicht. Der Kulturhistoriker Michael Schimek, der sich dem Kuriosum wissenschaftlich näherte, aber weitgehend ratlos zurückblieb, vermutet, dass die Bärenbilder ihren Ursprung in Bade- und Kurorten im Süden Deutschlands haben. Damals machte man nicht einfach Bilder ohne Anlass. Und ein Bär war eben ein sehr guter Anlass. Irgendwann in den Siebzigern, als die Menschen plötzlich selbst Kameras hatten, starben die Bären einfach aus.

Auf den Fotos oben sind übrigens meine Mutter und meine Großeltern in grauen Vorzeiten zu sehen. „Das war auf einem Weihnachtsmarkt“, sagt mein Opa. Und der Eisbär? „Der war jedes Jahr da.“ Aber warum? „Naja – das war damals eben so.“ *Florian Siebeck*

Das Buch „Teddybär“ von Jean-Marie Donat ist im Verlag Innocences erschienen (66 Euro). Eine Auswahl der Bilder zeigen wir auf www.faz.net/eisbaer.

PRÊT-À-PARLER

EIN LUFTIKUS VON EINEM TISCH

Der Designer richtet sich gerade neu ein, im alten Tabaklager der Brüder Bolongaro, die in Frankfurt vor allem dank des nach ihnen benannten Palastes im Stadtteil Höchst bekannt sind. Die aus Stress am Lago Maggiore stammenden Kaufleute wurden im 18. Jahrhundert an der Mündung der Nidda in den Main mit dem Tabakhandel wohlhabend. Philipp Beisheim wird künftig neben dem Palast Werkstatt und Büro haben, zusammen mit zwei Architekten und einer Innenarchitektin. Der Umzug an die Kranengasse war schon länger geplant. Ganz unerwartet ist aber für den Dreißigjährigen die plötzliche Aufmerksamkeit, die ihm zuteil wird.

Der Grund: Beisheim wurde im April auf der Möbelmesse in Mailand mit dem wichtigsten Nachwuchsdesignerpreis ausgezeichnet – dem „Salone Satellite Award“. „Ich war völlig überrascht, weil ich den Preis für einen fast sechs Jahre alten Prototypen bekommen habe.“ Sein aufblasbarer Tisch überzeugte die Juroren, die Produkte von mehr als 100 Designern zu beurteilen hatten, weil es bei der diesjährigen Satelliten-Veranstaltung des Salone del Mobile um neue Materialien ging. Der „Inflatable Side-table“ hat einen Fuß aus Hypalon. Der Werkstoff, ein elastischer Kunststoff, aus dem Schlauchboote hergestellt werden, ist für einen Tisch sehr ungewöhnlich. Die Idee hatte der junge Designer, der in Johannesburg als Sohn deutscher Auswanderer geboren wurde und in Würzburg eine Schreinerlehre machte, während seines Studiums in Birmingham. Seither hat er sie weiter entwickelt.

Mit einer herkömmlichen Luftpumpe lässt sich der schlaffe Sack unter der massiven Eichenholzplatte aufpumpen. Acht Stunden reicht der Druck aus, bevor das Ganze in sich zusammen sinkt. Beisheim spricht von



einem „temporären Tisch“ und davon, dass er die „Interaktion mit einem Möbelstück“ reizvoll findet. Beisheim und sein Prototyp bekamen viel Zuspruch in Mailand. Zuvor schon hatte der belgische Hersteller Quinze & Milan Interesse an der Idee bekundet. Vielleicht findet sich ja jetzt auch noch ein Produzent für den Tisch. *(pps.)*



FOTOS: NILAS GÖRNTIN, JEAN-MARIE DONAT (3), SALONE DEL MOBILE

HANDGEFERTIGT  HERZERFÜLLEND



Handgefertigt in einer Welt, in der Liebe zum Detail zur Nebensache geworden ist. Aus echtem Hartholz und besten Materialien gebaut, um die Natur zu achten. Seit mehr als 160 Jahren steht ein Name für die Herstellung von erstklassigen Instrumenten – jedes einzelne mit Hingabe und Sorgfalt von erfahrenen Fachkräften erschaffen, die bis zu 12 Monate benötigen, um es zu vollenden. Um Flügel und Klaviere zu bauen, die Perfektionisten höchste Perfektion bieten. Um PRÄZISION  LEIDENSCHAFT, Erfahrung und Ausdruck, Kraft und Begeisterung, Künstler und Zuhörer miteinander zu verschmelzen. Bis Mühe mühelos, Schwere schwerelos wird, und Sie IHRE AUGEN SCHLIESSEN  SCHWEBEN.

EU.STEINWAY.COM


STEINWAY & SONS



Hervé van der Straeten sollte Ingenieur werden, wurde Schmuckdesigner und entwirft heute Möbel, die auch im Élysée-Palast stehen. Ein Besuch in seiner Galerie in Paris.

*Von Peter-Philipp Schmitt
Foto Helmut Fricke*

Design als Kunst:
In seiner Galerie im
Stadtteil Marais stellt
Hervé van der Straeten
seine aktuelle Kollektion
„Emergence“ aus.

Paris war eine Party. Das sagt einer, der es wissen muss, denn Hervé van der Straeten feierte damals kräftig mit. Damals, das war Mitte der achtziger Jahre, als der aufstrebende Künstler an der Hochschule der Schönen Künste, an der École nationale supérieure des beaux-arts de Paris (ENSBA), Malerei studierte. Aber nur kurz. „Ich hatte Freunde in der Modebranche“, sagt Van der Straeten, und es klingt, als wäre das Grund genug, aufs Diplôme zu pfeifen. Die Freunde, das waren unter anderen Isabel Marant, Christian Lacroix und Thierry Mugler.

Der 19 Jahre alte Van der Straeten hatte eine gute Idee: Schmuck. „Es war vergleichsweise einfach, Schmuck zu machen.“ Seine eher wertlosen Pretiosen schnitt er aus altem Gummi, das passte ins Jahrzehnt des schlechten Geschmacks, mit den Karottenjeans, Nietengürteln, Tennissocken, Neonjacken und Schulterpolstern. „Die Mode in den Achtzigern war grafisch und farbenfroh“, meint Van der Straeten. Ihm kam das gelegen. Seine Idee mit dem wiederverwerteten Gummi war zudem neu, Recycling und Upcycling waren 1985 noch lange nicht in Mode. So einfach war es aber dann doch nicht mit dem Gummi-Schmuck, und die Freunde in der Modebranche waren zunächst auch keine so große Hilfe. „Ich ging von Mode-

boutique zu Modeboutique und putzte jede Menge Klin-

ken.“ Statt mit Gummi begann er mit Messing zu arbeiten. Er schnitt geometrische Formen aus feinem Blech aus und fügte sie zu Armreifen, Ohrringen und Halsketten zusammen. Zuletzt überzog er das unedle Material mit 24 Karat Gold. Der runde und eckige Flitter und Glitter, der aus antiken Gräbern in Troja oder Mykene hätte stammen können, kam an. Statt zu studieren, flog Van der Straeten nun nach London und bot seinen Schmuck in englischen Modeboutiquen an. Schnell fand er auch erste Abnehmer in New York. Als er 21 Jahre alt war, erreichten seine Kollektionen schon Japan. Zur selben Zeit wurden Modemacher wie Yves Saint Laurent und Jean Paul Gaultier auf ihn aufmerksam. Über die Laufstege machte sich Van der Straeten endgültig einen Namen als Schmuckdesigner. Bis heute entwirft er jedes Jahr zwei Kollektionen, die allesamt in seinen eigenen Werkstätten nahe Paris entstehen.

Für den Franzosen stand früh fest, dass er Zeichner werden wollte. Künstler musste es nicht unbedingt sein, er sollte und wollte eher so etwas wie sein Vater werden. Hervé, 1965 in der kleinen Gemeinde Brétigny-sur-Orge südlich von Paris geboren, hatte in seinem Vater einen guten Lehrer. Er war Ingenieur, der unter anderem 2000

BEAUX ARTS

Kilometer Straßen in Marokko baute, was den Sohn begeistert zu haben scheint. Von ihm lernte er das perspektivische Zeichnen, und er weckte in ihm zugleich das Interesse an Kunst. „Im Ort gab es ein Kunstzentrum“, erzählt Van der Straeten, „und wir besuchten die Schlösser und Museen in der Gegend.“ Nach Paris waren es nur 30 Kilometer, darum standen der Louvre und das neue Centre Pompidou mit seiner Sammlung moderner Kunst auch auf ihrem Programm.

Trotzdem wollte der Vater, dass der Sohn etwas Vernünftiges studiert. Ein Semester hielt es Van der Straeten als angehender Ingenieur mit Mathematik und technischem Zeichnen aus, dann wechselte er an die ENSBA. Doch da blieb er auch nur einhalbes Jahr. „Ich hatte zu schnell viel Erfolg“, meint er rückblickend. Natürlich sei es aufregender gewesen, jung schon im wirklichen Leben zu stehen, und überhaupt sei es viel lustiger gewesen, nach London oder Tokio zu fliegen, um dort Schmuck zu verkaufen, als an die Uni zu gehen. „Wenn wir nicht arbeiteten, machten wir Party.“

Der Schmuck war letztlich nur Zeitvertreib. Sechs Jahre später begann Van der Straeten, größere Objekte zu entwerfen. „Ich fühlte mich zunehmend sicherer und wagte mich an neue Materialien: Holz zum Beispiel oder auch Marmor.“ Damit erst habe er seine wahre Bestimmung gefunden. Dass er überhaupt noch Schmuck entwirft, habe sentimentale Gründe. Zudem bringt es ihm gutes Geld ein. Denn von seinem Erfolg leben mittlerweile 40 Mitarbeiter. Die meisten von ihnen arbeiten in seinen Werkstätten in Bagnole, einer Kleinstadt im Département Seine-Saint-Denis. Jede Woche fährt er in den Vorort, der im Osten direkt an Paris grenzt. Dort arbeiten Kunstschmied und Kunstschnitzerei, Vergolder, Schnitzer und Steinmetze für ihn. Es sind nicht immer im Fach ausgebildete Handwerker, aber sie haben Fähigkeiten, wie sie heute fast nicht mehr gelehrt werden.

Van der Straeten ist stolz darauf, dass er Werke erschafft, wie sie einst schon am französischen Hof in den Manufakturen des Königs entstanden sein könnten. Dafür darf er seit 2007 die vom französischen Staat verliehene Bezeichnung „Entreprise du Patrimoine Vivant“ führen, weil sein Unternehmen überkommene Handwerkskünste am Leben erhält. Und er ist mit seinen Möbeln Teil des „Mobilier National“, das auf die Zeit des Sonnenkönigs Ludwig XIV. zurückgeht und heute zum Kulturministerium gehört. Die Behörde ist für die Einrichtung der öffentlichen Gebäude Frankreichs verantwortlich und besitzt Hunderttausende Objekte. Mobiliar, das vor 1800 angefertigt wurde, ist dabei dem Élysée-Palast vorbehalten. Doch der Amtssitz des Präsidenten ist nicht nur mit Antiquitäten ausgestattet: „Eines Tages habe ich den Fernseher eingeschaltet“, erzählt Van der Straeten, „und da saß Carla Bruni auf einem Louis-XIV-Stuhl neben einem meiner Beistelltische.“

Er bewundert die Kunstfertigkeit der damaligen Hofkultur. Eines seiner Vorbilder ist André-Charles

BEAUX ARTS

Boullé, Möbeltischler und Ausstatter der Privatgemächer Ludwigs XIV. im Schloss Versailles. Van der Straeten schätzt die nach Boullé benannte Technik, mittels Marketerie die Oberfläche von Möbeln zu veredeln. Beim Boulléverfahren werden, ähnlich wie bei Intarsien, dünne Furniere aufgetragen und zu einer Art Mosaik verarbeitet.

Nach weiteren Stilvorbildern und Inspirationsquellen gefragt, nennt der Franzose Künstler des Art Déco, die Innenarchitekten Armand-Albert Rateau und Jacques-Émile Ruhlmann, die irische Designerin Eileen Gray sowie als Stilrichtung das Bauhaus, zudem Josef Hoffmann, den Mitgründer der Wiener Werkstätten, und den Niederländer Gerrit Rietveld von der Künstlergruppe De Stijl. Van der Straetens Stil selbst lässt sich schwer beschreiben. Manche sehen in ihm einen Vertreter des Neo-Barocks, einer Design-Bewegung, die in den Achtzigern aufkam und durch die Britin Oriol Harwood bekannt wurde. Auch die Französin Élisabeth Garouste und der Schweizer Mattia Bonetti sollen ihn mit ihren surrealen verkitschten Entwürfen beeinflusst haben.

Van der Straeten ist im Grunde aber ein Minimalist, der klare, schlichte Formen liebt. Und er ist ein Konstrukteur, auch wenn er selbst meint, er könnte nicht mal einen Schrank zusammenbauen. Der Franzose hat stets eines seiner Notizbücher griffbereit. In die gebundenen Kladden, Din-A4 groß in Blau oder Hellgrün, zeichnet er in ruhigen Minuten nur mit Bleistift. „Auf Zugfahrten“, sagt er, „bin ich besonders produktiv.“ Hunderte Zeichnungen entstehen jedes Jahr – meist geometrische Figuren und Formen. Steht eine neue Kollektion an, blättert er durch sein Privatarchiv, nimmt sich hier einen Kreis, dort ein Quadrat und setzt daraus Stück für Stück einen Entwurf zusammen. „Farben verleihen dem Ganzen dann noch mehr Stärke.“ Eine Anrichte aus seiner letzten Kollektion etwa besteht aus einem großen vergoldeten Bronzering, auf dem eine aus einzelnen Versatzstücken zusammengesetzte Platte aus geschwärztem Birnenbaumholz ruht.

Bei seiner aktuellen Kollektion „Emergence“, es ist seine zehnte, war es anders: „Dieses Mal begann ich mit dem Material.“ Das beschreibt auch der Titel seiner Ausstellung: Es geht um die Entstehung natürlicher Materialien – sei es mineralisch, pflanzlich oder tierisch, wie Van der Straeten sagt. So lässt er zum Beispiel versteinertes Holz in feine Scheiben schneiden und zu aufwendigen Intarsien zusammensetzen. Tausende Stunden Arbeit stecken in manchen Stücken. Das kostet schnell einen sechsstelligen Betrag. Die Möbel sind dementsprechend auch

nur in ausgewählten Galerien oder auf einigen Messen zu sehen, auf der PAD (Pavilion of Art & Design) in London, „The European Fine Art Fair“ (Tefaf) in Maastricht oder bei Ralph Pucci in Los Angeles.

Erstmals war Van der Straeten mit seinen Möbeln und Leuchten in diesem Jahr auch in Mailand, um sie während des Salone del Mobile im April und dann noch bis Ende Mai in der Galerie Robilant + Voena an der Via Fontana zu präsentieren. Geschickt inszeniert der Franzose seine spektakulärsten Arbeiten dabei mit Kunstwerken von Lucio Fontana, Yves Klein, Andy Warhol und Nicolas Poussin. In einem Raum hängt ein Gemälde des italienischen Renaissance-Malers Bernardino Licinio („Dame mit zwei Herren“), darunter hat Van der Straeten einen Metallisch in Blau gestell, der sich aus vielen einzelnen und wie bei Origami gefalteten Blechen zusammensetzt. „Das verleiht dem Tisch Volumen.“

Van der Straeten hat einen erlesenen Kundenkreis. Er muss sich nicht Trends oder Vorgaben der Industrie unterwerfen. „Ich habe völlige Freiheiten.“ Das fühle sich an wie in einem Formel-1-Wagen, in dem er nach Belieben einen Gang zuschalten könne. Viele seiner Kunden kommen persönlich bei ihm vorbei, in seine Galerie, die er 1999 eröffnete. Durch Zufall entdeckte er das Hinterhaus. „Ich wohnte damals hinter der Bastille.“ Bei einer seiner Radtouren sah er plötzlich das Schild, das auf das leerstehende Gebäude hinwies. „Es war viel zu groß, aber ich begann zu träumen – und es war im Marais.“

Einst war das Marais, wie der Name sagt, ein Morast vor den Toren von Paris, heute ist es einer der angesagtesten Stadtteile am nördlichen Ufer der Seine. Vom Pletzl geht die Rue Ferdinand Duval ab, an der Van der Straetens Galerie liegt. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts hieß die Straße noch Rue des Juifs, Judenstraße. An die Zeit, als hier Juden wohnten, erinnern noch Gedenktafeln. Am Haus mit der Nummer 11 weist ein glänzendes Messingschild den Weg, die Galerie befindet sich am Ende eines mit Kopfsteinen gepflasterten Hofes. Inzwischen sind die genutzten Flächen für Van der Straeten zu klein. Doch es gibt einen großen Keller, den er in Büros umwandeln will.

Einige der Freunde aus alten Tagen sind ihm geblieben. Immer wieder arbeitet der Designer für Modehäuser. So entwarf er die Parfümflaschen „J'adore“ für Dior, „Palazzo“ für Fendi und den Lippenstift „KissKiss“ für Guerlain. Mit seinem Mann Bruno Frisoni, der seit 2002 Kreativ-Direktor der Schuhmarke Roger Vivier ist, hat Van der Straeten auch schon etliche Projekte ausgeführt – unter anderem richtete er die Roger-Vivier-Showrooms in Paris, London, New York und Hongkong ein. Frisoni, Jahrgang 1960, und Van der Straeten sind seit den frühen Neunzigern ein Paar. Die Zeit der Partys ist für sie vorbei. In Paris leben sie im Quartier Saint-Germain-des-Prés. Die beiden genießen es zudem, eine prachtvolle Villa an der nordafrikanischen Küste in der marokkanischen Hafenstadt Tanger zu haben, oder wie Van der Straeten sagt: „ein Zuhause fern von zu Hause“.



Konstruiert: Kerzenständer aus geometrischen Formen



Galvanisiert: Halskette aus vergoldetem Messingblech



Markiert: Schrank mit eingelegten Edelholzscheiben

FOTOS: HELMUT FRONKE © STUDIO/HERVE VAN DER STRAETEN



KONZEPT WING: 1 SOFA UMWANDELBAR IN 5 UNTERSCHIEDLICHE INTERIEUR ERLEBNISSE.



ECKSOFA



LOUNGE



DOPPELTE CHAISelongue



INSEL



BETT

Auch Ernährungs-Fetischisten können mal einen schlechten Tag haben. Statt das Brot wie üblich selbst zu backen, gibt es für solche Momente die Backmischung von Organic Workout.



In den Zimmern des Resorts Finn Lough in Nordirland fühlt man sich wie in einer Blase – und trotzdem verbunden mit der Natur.



Dieser Blütenhonig mit Lakritz-Geschmack aus Dänemark ist fast zu gut, um ihn ruhigen Gewissens im Vorratsschrank zu lagern.

FREXIT ...

... steht dieser Tage in Teilen der britischen Gesellschaft für ein dringenderes Problem als den recht unwahrscheinlichen Austritt Frankreichs aus der Europäischen Union. Zum Frexit kommt es meist noch vor dem Referendum über den Brexit am 23. Juni: Mit Frexit ist das Beenden der Freundschaft zu Menschen gemeint, die eine andere Meinung vertreten in Sachen Brexit.

HAARFARBE JEANS

In Jeans und T-Shirt fühlen sich viele Menschen wohl. Jeans und T-Shirt stehen längst für eine Lebenshaltung. Ohne das T-Shirt wird Jeans jetzt sogar zu einer Haarfarbe. Denim schimmert im Haar mal aschgrau, mal platinblond, in Nuancen, die auch in einer schön eingetragenen Jeans zum Jeans-und-T-Shirt-Look beitragen. Ob Denim-Haare aber irgendwann so wichtig sind wie Jeans und T-Shirt, ist dann doch die Frage.



Wer eine Hütte hat, der hat. Über Hüttenzeit hat man sich nämlich ruckzuck eine eigene für den Geburtstag oder die Hochzeit gesichert.



Eine Duftkerze im Glas, klar, kann jeder bei sich herumstehen haben. Aber eine im Emaillebecher (Falcon Enamelware) ist schon ein bisschen einfallreicher.



Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Bea Bühlers Handtaschen brauchen kein Angeber-Logo. Ihr Markenzeichen ist die Form: Das Runde muss auch hier ins Eckige.



Was man jeden Tag auf der Nase trägt, soll auch nachhaltig gefertigt sein. Das Material der Hornmodelle von Bachoff kommt von indischen Wasserbüffeln. In Frankfurt werden daraus dann Brillen.



Ein paar Freunde kommen zum Essen. Was würde jetzt Bill Yosses, ehemaliger Gebäck-Beauftragter im Weißen Haus, zubereiten? Oder Hannah Grant, Köchin bei der Tour de France? Die Koch-App Feast weiß Bescheid.

SARKASMUS...

... könnte leider eine Frage des Alters sein. Das will die Psychologin Louise Phillips von der Universität Aberdeen nun herausgefunden haben. Demnach nimmt die Fähigkeit, Sarkasmus zu verstehen, mit steigendem Lebensalter ab. Ab 65 soll es besonders heikel werden. Dann versteht man das meiste nur noch wörtlich.



Hier ist heiße Schokolade zu sehen – einer der wenigen Schritte, die Belyzium-Bohnen zwischen der Ernte in Belize und dem Verkauf als veredelte Tafeln in Deutschland durchlaufen.



Good Morning!

VISPRING

Luxury Beds - London 1901

LONDON - NEW YORK - PARIS - MILAN - BERLIN - MOSCOW - BEIJING - HONG KONG

www.vispring.com

Konstantin Grcic

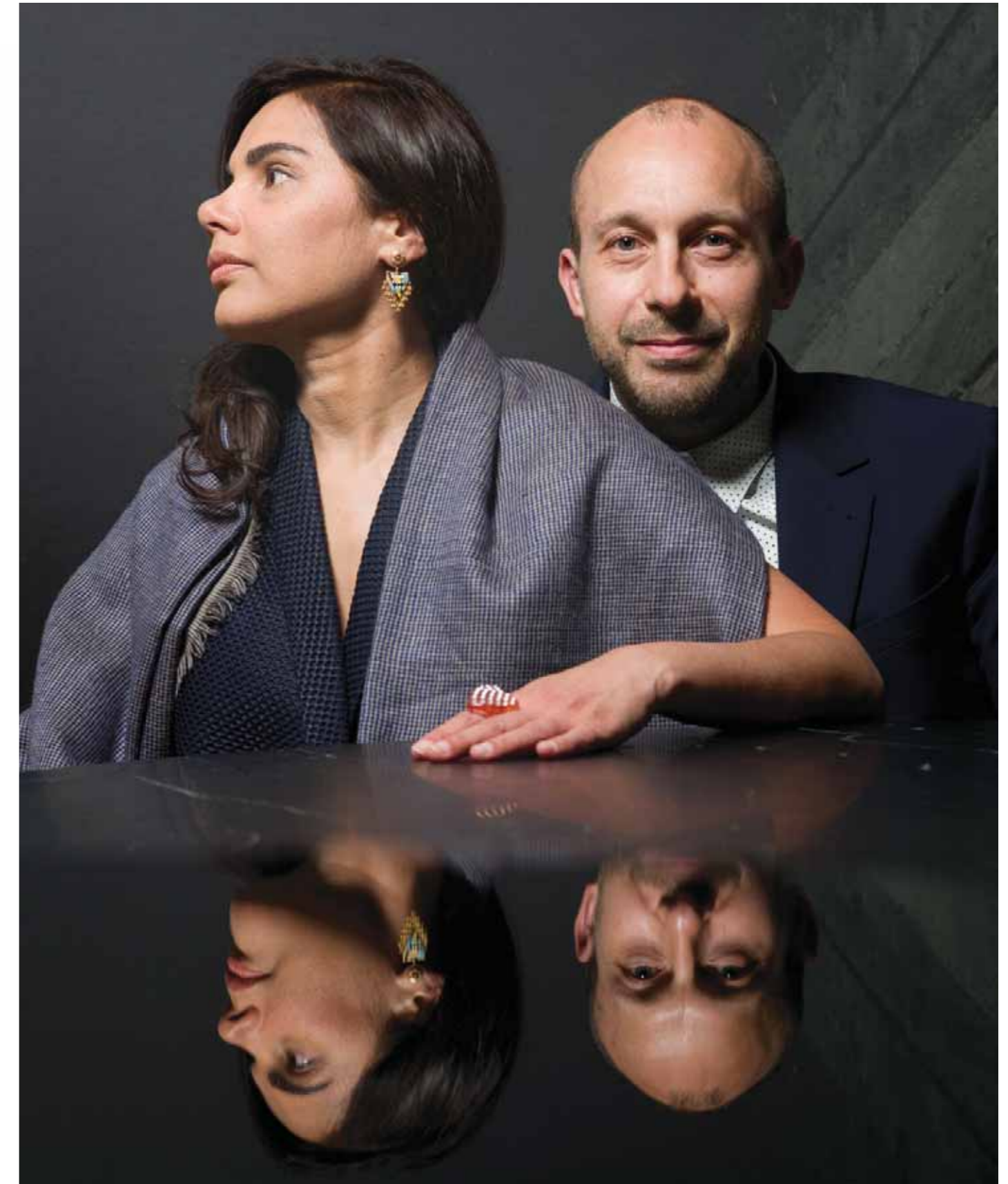
Ausnahmsweise standen Material und Fertigungsprozess schon am Anfang fest: Konstantin Grcic sollte etwas aus Gusseisen entwerfen. Und weil das Material sehr schwer und stabil ist, habe sich eher ein Tisch als ein Stuhl angeboten. „Allerdings hat Karl Friedrich Schinkel auch sehr schöne Stühle aus Eisenguss hergestellt“, fügt der Designer hinzu. Als Neu-Berliner mag sich der Münchner auch mit dem königlich preußischen Baumeister und seinen Gartenstühlen beschäftigen haben. Für die italienische Marke Magis, für die er seit 15 Jahren schon viele Möbel gestaltet hat, blieb es aber bei einem Tisch. Und einem handlichen Esel von knapp fünf Kilogramm. „Während ich an dem Tisch arbeitete, fragte mich Eugenio Perazza, ob ich ein Maultier zeichnen könnte, das er zum 40. Betriebsjubiläum aus Gusseisen herstellen möchte“, erzählt Grcic. So entstand „Ettore“ – Hektor, der Held aus Homers’ „Ilias“. Der Maulesele als Maskottchen stehe für harte Arbeit, den Willen, nie aufzugeben, die Neugierde, aber auch eine gewisse Sturheit, sich Freiheiten zu nehmen, meint Grcic. Das spiegele auch die Kollektion „Brut“ wider. Auf einem soliden Eisengestell ruhen Platten zum Beispiel aus Glas oder Holz in verschiedenen Größen. Der Tisch sei vielfältig einzusetzen, auch im Büro. „Im Silicon Valley sitzt man nicht mehr an einem Schreibtisch, sondern an Arbeitstischen, die Werkbänke gleichen.“



PRODUKTFOTOS: HERSTELLER/3

**Doshi Levien**

Wenn Jonathan Levien an einem neuen Entwurf arbeitet, greift er oft zu Papier und Karton, nicht um darauf zu zeichnen, sondern um daraus zu falten. Erst im zweiten Schritt fertigt er eine 3-D-Skizze an. So war es auch beim Sessel „Doshi“, den er mit seiner Frau und Design-Partnerin Nipa Doshi für B&B Italia anfertigte. Das japanische Wort beschreibt eine Samurai-Rüstung, die wie ein zweiteiliger gepanzerter Mantel übergestreift wird. Auch der Stuhl von Doshi Levien besteht aus zwei zusammengefügte Sitzschalen. Die hinteren Beine bilden ein geschwungenes A und sind mit der Rückenlehne in V-Form verbunden. „Von hinten wirkt es sehr skulptural“, sagt Levien, der 1972 in Schottland geboren wurde. Er und seine Frau, die ein Jahr älter ist, trafen sich 1995 beim Studium am Royal College of Art in London. Levien hatte eine Schreinerlehre absolviert, Nipa Doshi, die in Bombay geboren wurde, hatte schon in Ahmedabad Design studiert. Nach ihrem Abschluss arbeitete sie für David Chipperfield, er für Ross Lovegrove. „2000 kündigten wir unsere Jobs, heirateten und gründeten unser eigenes Studio in London“, erzählt Nipa Doshi. Während Jonathan einen europäischen Zugang zum Design habe, sei sie von Indien geprägt. Wie das ihre Arbeit beeinflusst? „Man sieht es den Entwürfen natürlich nicht an, aber ich bin Indianer, ich sehe die Welt einfach anders.“



INTER MAILAND

Jedes Jahr im April stellen sich auf der bedeutendsten Möbelmesse der Welt, dem Salone del Mobile, wichtige internationale Designer vor. Wir haben 13 Gestalter getroffen und uns ihre Möbel zeigen lassen.

Von Peter-Philipp Schmitt, Fotos Frank Röth



Vincent van Duysen

Es waren drei flämische Meister – Peter Paul Rubens, Jan van Eyck und Quinten Massijs. Für einen Designer, der in Flandern lebt und arbeitet, liegt es nicht nur geographisch nahe, sich mit den Malern aus seiner Heimat zu beschäftigen. Ein Minimalist wie Vincent Van Duysen darf zudem auch mal Gefallen an den „barocken Tendenzen“ und dem „Detailreichtum ihrer Komposition“ zeigen, wie er meint. So ließ sich der Antwerpener, der von Haus aus eigentlich Architekt ist, in diesem Jahr von den drei Künstlern zu dem Sofa „Paul“, dem Tisch „Jan“ und dem Schrank „Quinten“ inspirieren. Sie sind geradlinig und doch luxuriös. Sie sind nüchtern, und doch spielen „Jan“ und

„Quinten“ mit edlen Materialien: Kupfer, Eukalyptus, dazu Stein und Glas. Van Duysen, Jahrgang 1962, ist seit diesem Salone del Mobile zugleich Art-Direktor von Molteni & C und damit einer der wenigen Nicht-Italiener in dieser Funktion für eine der alten italienischen Designmarken (Angelo Molteni gründete sein Unternehmen 1934). Van Duysen wird in Antwerpen bleiben, wo er seit 1990 sein Studio hat, und regelmäßig in die Lombardei pendeln. Das steht für ihn außer Frage: „Flandern ist so kreativ“, meint er, „das brauche ich einfach.“ Wie kreativ Mailand ist, weiß er. Schließlich hat er in den Achtzigern zwei Jahre im Büro eines der ganz großen Designer gearbeitet – für Ettore Sottsass.



David Lopez Quincoces

Der Stand ist fast ganz in Schwarz-Weiß gehalten, ein paar Grünpflanzen und bunte Teppiche, sonst wirkt die Schau bei Living Divani wie eine Bühnen- oder Filmkulisse aus den fünfziger Jahren. Gleich vorne am Eingang stehen die neuen Sessel und Sofas von David Lopez Quincoces – mit weißen Polstern auf schwarzem Gestell. „Agra“ nennt der Spanier seinen Entwurf, der drinnen wie draußen stehen kann. Der Name Agra führt nach Indien. Von dort hat Quincoces seine Inspiration, denn sein Sofa ist so breit und vor allem tief, dass es jederzeit ein bequemes Bett werden kann, wie Inder es schätzen. Neben der orientalischen Anmutung soll „Agra“ aber auch neo-

klassizistisch elegant wirken. Der lineare Metallrahmen mit seinen rechten Winkeln kommt ohne Schnörkel aus. Nur die Kissen, die als Lehnen dienen, sind rund und bilden einen Kontrast, genauso wie die Kordel aus Zellulose, die bei der Outdoor-Variante um die Lehnen geflochten ist. „Agra“ ist Quincoces' achttes Produkt für Living Divani. Der Designer, 1980 in Madrid geboren, kam 2004 nach Mailand, um am Politecnico seinen Abschluss zu machen. Noch im selben Jahr begann er, für Piero Lissoni zu arbeiten, 2007 eröffnete er sein Studio Quincoces-Dragò & Partners. Nach Spanien zurück will er nicht – die Qualität des Designs, die in Mailand erschaffen wird, meint er, sei einzigartig.



INTER MAILAND



Nendo

Oki Sato ist noch nicht einmal 40 Jahre alt und gehört doch schon seit Jahren zu den meistgefragten Designern überhaupt. Durchschnittlich 100 Produkte im Jahr bringt der 1977 in Toronto geborene Japaner auf den Markt – und zwar unter dem Namen Nendo, was so viel wie Knete bedeutet. Oki Sato sagt, viele seiner Entwürfe sähen wie von Kinderhand geknetet aus. Das gelte bedingt auch für sein Schaukelpferd „H-horse“, das er für

Kartell aus transparentem Methacrylat in Form gebracht hat. Fürs Foto schwingt sich der Designer sogar selbst auf den Rücken des roten Pferdes. Das H im Namen erklärt sich aus der Konstruktion: Oki Sato formte seinen Entwurf zumindest auf dem Papier aus einem Doppel-T-Träger, wie er aus Stahl im Hochhaus- und Brückenbau eingesetzt wird. Den Stahlträger, der wie ein liegendes H aussieht, zog er in die Länge, die Unterseite wurde zur Kufe, aus der Oberseite

formte er Rücken, Hals und Kopf. Nendos „H-horse“ ist Teil einer neuen Kartell-Linie für Kinder. Zugleich ist es eine Rückbesinnung auf den Ursprung des Herstellers: Der erste Stuhl des Unternehmens, das 1949 von Giulio Castelli als Autoteile-Zulieferer gegründet wurde, war ein Kinderstuhl. Das Werk von Marco Zanuso und Richard Sapper, später „K 4999“ genannt, wurde 1964 mit dem „Compasso d'Oro“ ausgezeichnet und steht in der Sammlung des MoMa.





Lievore Altherr Molina
 Es begann mit einem Praktikum. Alberto Lievore hatte Anfang der neunziger Jahre schon ein eigenes Studio in Barcelona, als die junge Studentin aus Deutschland bei ihm anfang zu arbeiten. Jeannette Altherr, 1965 in Heidelberg geboren und später in Landau in der Pfalz aufgewachsen, ging während ihres Industriedesign-Studiums in Darmstadt nach Katalonien, um bei dem 17 Jahre älteren gebürtigen Argentinier Lievore erste berufliche Erfahrungen

zu sammeln. Wenig später stieß der Spanier Manel Molina (Jahrgang 1963) dazu, und aus ihnen wurde das Designer-Trio Lievore Altherr Molina. „Wir entwerfen alle“, sagt Jeannette Altherr. Doch jeder von ihnen habe auch seine eigenen Aufgabengebiete. Lievore, der Architekt, kümmert sich um strategische Fragen, der Katalane Molina ist von Haus aus Innenarchitekt, Altherr ist Art-Direktorin und für das Erscheinungsbild von Kunden wie Arper zuständig. Überhaupt

Arper: Den kleinen italienischen Familienbetrieb, von Claudio Feltrin, seinem Bruder Mauro und ihrem Vater Luigi 1989 gegründet, haben Lievore Altherr Molina in 20 Jahren groß gemacht. Eines ihrer Erfolgsprodukte ist der millionenfach verkaufte Stuhl „Catifa“, den es in verschiedenen Ausführungen und seit diesem Jahr auch verändert und in sechs neuen Farben gibt. Den Erfolg erklärt Jeannette Altherr mit wenigen Worten: „Es ist ein Stuhl für jede Gelegenheit.“



Francesco Rota

Zum Schlafen ist „Eydo“ eigentlich nicht gedacht, auch wenn der bequeme Sessel als Dormeuse von seinem Produzenten Lema eingeführt wird. Der veraltete Begriff, der auf das französische Wort „dormir“ (schlafen) zurückgeht, dürfte mit Napoleons Truppen in Deutschland eingefallen sein. „Es gibt zwei Möglichkeiten, auf ihm zu sitzen“, sagt Francesco Rota. „Beine auf dem Boden, Lehne im Rücken oder langgestreckt und Beine hoch.“ Wenn man sich so streckt, können einem schon mal die Augen zufallen, meint Rota, der eine Wohnzimmer-Skulptur erschaffen hat. „Eydo“ könnte auch ein Fabelwesen auf schlanken Beinen sein. Ein schönes Detail sind die klassischen Doppelstich-

Nähte der Liege, die es nur in Leder gibt. Francesco Rota, 1966 in Mailand geboren, arbeitete zunächst als Versicherungsmakler. Das Geld, das er damit verdiente, habe ihn aber nicht glücklich gemacht. Und so ging er in die Schweiz nach La Tour-de-Peilz, studierte Design und eröffnete 1998 sein eigenes Studio. Für Lema, 1970 von der Familie Meroni gegründet, arbeitet Rota besonders gern. Mit dem Unternehmen, dessen Name für die Gründer der Marke steht („Luigi Enrico Meroni Arredamenti“), verbindet den Designer eine besondere Beziehung: 2012 brannte Rotas Büro in Mailand nieder. „Mir blieb nichts“, erzählt er. Angelo Meroni habe ihm sofort seine Hilfe angeboten und ihm Möbel besorgt.



INTER MAILAND

Neri & Hu

Als erstes zücken sie ihre Smartphones und fotografieren ihre Produkte. Die Möbelserie „Ren“ sehen Lyndon Neri und seine Frau Rossana Hu auf dem Stand des Herstellers Poltrona Frau zum ersten Mal. „Bislang kennen wir nur die Prototypen unserer Entwürfe“, sagt Hu und nimmt eine Messingkante an dem Nussbaumholz-Tisch genauer in Augenschein. Die beiden Diaspora-Chinesen (Neri wurde auf den Philippinen geboren, Hu in Taiwan) sind seit 23 Jahren ein Paar, seit 2004 führen sie ein Studio in Shanghai. Kennengelernt haben sie sich beim Architektur-Studium in Berkeley. Hu (Jahrgang 1968) machte ihren Abschluss in Princeton, Neri (1965) seinen in

Harvard. Zurück nach China brachte sie ein Projekt des amerikanischen Architekten und Designers Michael Graves. Ihrer Zusammenarbeit mit der vor mehr als 100 Jahren von Renzo Frau gegründeten Marke Poltrona Frau näherte sich Neri übers Firmenarchiv in Tolentino. „Ich sah all die schönen Sachen von so berühmten Designern wie Achille Castiglioni oder Giò Ponti.“ Da sei ihm klar geworden, dass sie etwas machen wollten, das diese Klassiker ergänzt: „stumme Diener“ für den Eingangsbereich. Heraus kam eine Serie von Garderobe, Spiegel und Konsole, die eines gemeinsam haben: Die Seiten werden vom chinesischen Symbol „ren“ gebildet, was Mensch bedeutet, und wie ein umgedrehtes Y aussieht.



Ron Gilad

Was sich hinter oder in dem Spiegel verbirgt, lässt sich nicht leicht erkennen. Es ist noch ein Spiegel, der die Rückseite des vorderen Spiegels reflektiert, die mal in Orange, mal in Blau oder Rot bemalt ist. Die zweite Schicht tritt nur zutage, weil in das Glas Formen oder Linien geschnitten sind. Ron Gilad nennt sein Projekt „funktionale Kunst“. Er habe mehr als nur eine reflektierende Fläche schaffen wollen. „Wir sind es gewohnt, dass uns ein Spiegel das Jetzt zeigt.“ Seine „Deadline“-Serie ermögliche es dem Betrachter aber, eine komplexere und poetischere Wirklichkeit zu sehen. „Das Jetzt meiner Spiegel ist durchzogen mit dem, was war oder sein könnte.“ Der Mann aus Tel Aviv, der sich als Künstler sieht, empfiehlt, seine Spiegel wie Kunstwerke an die Wand zu hängen oder zu lehnen. Zwölf Spiegel mit fein gearbeiteten Holzrahmen hat der Israeli für den italienischen Hersteller Cassina entworfen. Gilad, Jahrgang 1972, ist erst vor kurzem wieder in seine Heimat zurückgekehrt. Zuvor hat er in New York gelebt. „Zwölf lange Jahre habe ich in der Stadt durchlitten, dann war meine Energie aufgebraucht.“ Er sei mit der Gier der Menschen nicht klar gekommen, mit ihrer Sucht nach Geld und Erfolg. Nun hat er zwar auch ein Büro in Mailand, aber an eine ihm fremde neue Stadt habe er sich nach New York nicht mehr gewöhnen wollen. Gilad lebt wieder in Tel Aviv.

**Front**

Ihr lebensgroßes Pferd mit Lampenschirm auf dem Kopf ist legendär, genauso wie die vom Wind verwehte Vase aus Porzellan (beide Moooi). Front haben frischen Wind in die Design-Szene gebracht. Aus dem einstmaligen vierköpfigen Kollektiv ist schon länger ein erfolgreiches Duo geworden: Anna Lindgren und Sofia Lagerkvist (mit schwarzer Melone). Die Schwedinnen gehen fast immer mit Humor an ihre Entwürfe. Nur witzig aber sind sie nie, sondern stets durchdacht, funktional und zudem erfolgreich. Manchmal wagen sie sich auch nur an ein Produkt, um zu beweisen, dass das Unmögliche machbar ist. „Bestes Beispiel“, sagt die 39 Jahre alte Anna Lindgren, „ist unsere ‚Surface

Tension Lamp‘.“ Die LED-Leuchte (für Booo) hat als Lampenschirm eine Seifenblase, die nach einer Weile herabschwebt, bevor eine neue entsteht. Mit der italienischen Marke Porro arbeiten Front seit acht Jahren zusammen. Ihr neuester Prototyp ist ein Esszimmerstuhl, „auf dem man lange sitzen mag“, wie Lagerkvist (Jahrgang 1976) sagt. Inspiration für „Draped“ waren Stühle, die zu festlichen Gelegenheiten mit einer Abendrobe „eingekleidet“ werden. Ein weiblicher Ansatz? Durchaus, sagen die beiden. Doch auch wenn sie meinen, dass die Industrie mit Designerinnen noch immer nicht so gern zusammenarbeitet, weshalb es mehr Männer in ihrem Beruf gibt: Sie können sich vor Nachfragen kaum retten.

**INTER MAILAND**



García Cumini

Im Nordosten Italiens sind viele Designfirmen ansässig. Ein Zentrum bildet die Stadt Udine in Friaul-Julisch Venetien. Es hatte also gute Gründe, warum es den in Valencia geborenen Vicente García Jiménez nach dem Studium in Castelló de la Plana mit 25 Jahren in die vermeintliche Provinz nach Oberitalien verschlug. Hier gründete er vor 13 Jahren sein Studio, hier traf er seine Frau, und als er vor vier Jahren sein Büro vergrößern wollte, lag es nahe, dass seine Lebenspartnerin Cinzia Cumini seine Geschäftspartnerin wurde. „Meine Frau war zuvor schon involviert“, sagt der 38 Jahre alte Vicente García Jiménez. „Wir haben immer über meine Arbeit gesprochen.“ Seit 2012 firmieren

die beiden als García Cumini. Er ist Industriedesigner, sie hat Denkmalpflege in ihrer Heimatstadt Udine studiert, ist aber als Nichte von Giulio Ridolfo schon früh mit Produktgestaltung in Kontakt gekommen und wählte es auch als Arbeitsschwerpunkt seit dem Studium. Erstmals haben sie nun für den Badezimmerspezialisten Agape eine Produktlinie entworfen und dafür Punkt und Linie miteinander zu „Dot Line“ verknüpft. Ein Holzstab auf schwarzen, vorne kreisrunden Aluminium-Wandhaken wird mit Zubehör wie Spiegel und Schalen für Zahnputzbecher und Seifenspender zur Badablage. An der Stange können zudem die Handtücher hängen. Man kann sogar die Klopapierrollen darauf stecken.

Viktor Vasilev

Der Mann, der einst das italienische Ledersofa nach Amerika brachte, ist auch gekommen. Pasquale Natuzzi war 19, als er das nach seiner Familie benannte Unternehmen in der süditalienischen Stadt Tarent gründete. Heute ist der Firmensitz in Santeramo in Colle. Aus dem einstmaligen kleinen Betrieb wurde der vermutlich größte Möbelhersteller Italiens, mit 1200 Flagship-Stores auf der Welt und einer halben Milliarde Euro Jahresumsatz. Natürlich schaut der 76 Jahre alte Seniorchef auf dem Natuzzi-Stand vorbei und schüttelt im Vorbeigehen Viktor Vasilev die Hand. Der gebürtige Bulgare, der 1989, als er 15 war, mit seiner Familie nach Israel emigrierte, lebt und arbeitet heute in Mailand. Er war einigermassen überrascht, als Natuzzis Art-Direktor Claudio Bellini vor zwei Jahren zu ihm kam und um Entwürfe bat. „Natuzzi ist als Firma bekannt, die alles im Haus macht.“ Vasilev hatte ziemlich freie Hand, und so gestaltete er die „Leggero“-Kollektion, eine Hommage an den großen Architekten und Designer Giò Ponti, den Meister der Schwerelosigkeit, und ein Dank an dessen Heimatstadt Mailand. „Leggero“ besteht aus Tisch und Stuhl, die Beine verjüngen sich nach unten, so dass sie kaum den Boden berühren, wie Vasilev sagt. Im Tisch verbirgt sich zudem eine Platte zum Verlängern, die sich mit wenigen Handgriffen herausziehen und herausklappen lässt.



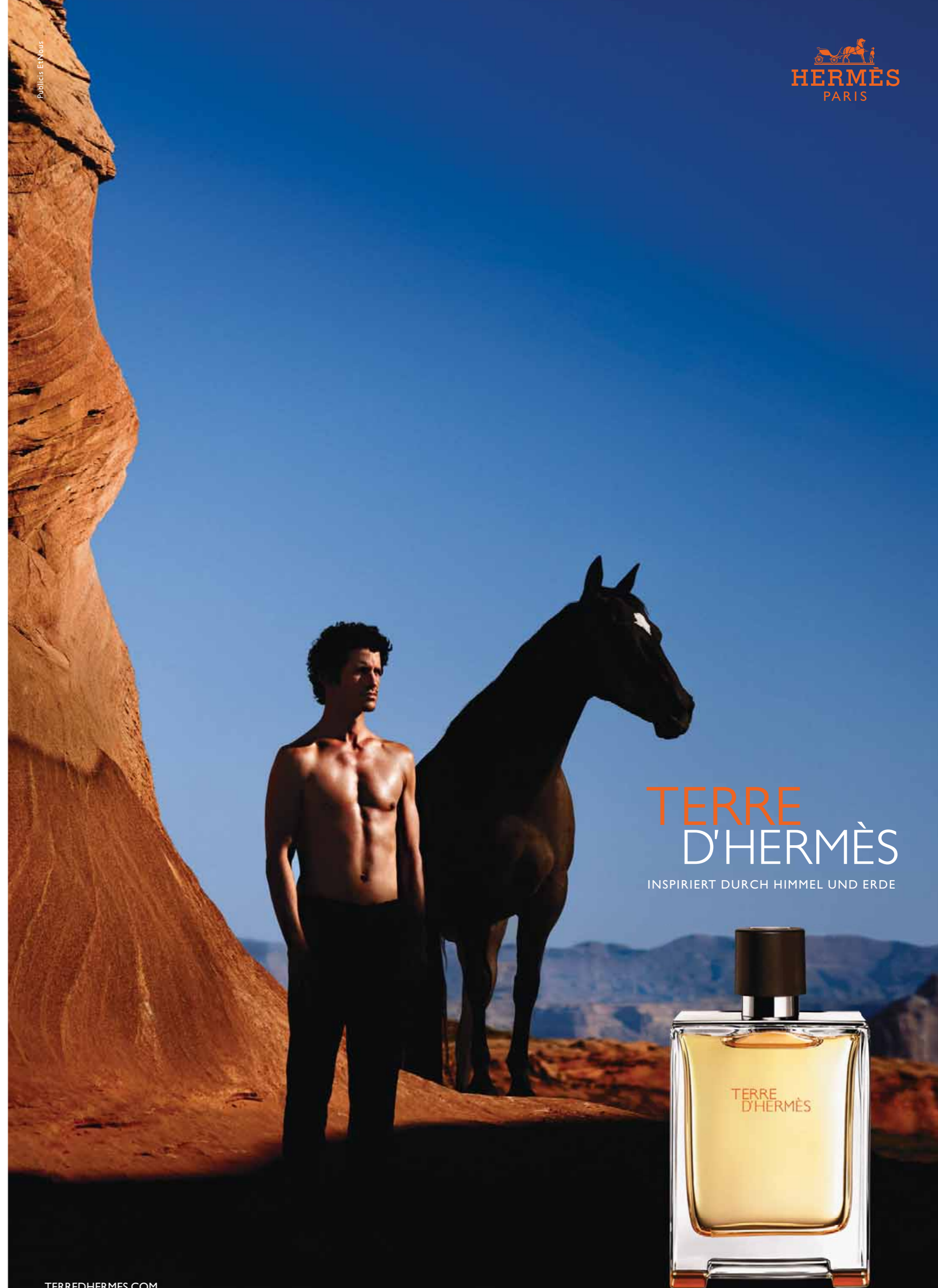
INTER MAILAND



INTER MAILAND

Federica Capitani

Sie hat nach ihrem Studium drei Jahre bei Patricia Urquiola in Mailand gearbeitet. Eine prägende Zeit, sagt Federica Capitani. Erfolgreiche Frauen im Design sind selten. Warum das so ist, darauf hat die 43 Jahre alte Italienerin auch keine Antwort. „Frauen haben es bestimmt nicht schwerer in unserem Beruf.“ Vielleicht fehle ihnen nur manchmal die Durchsetzungskraft. „Das gilt aber nicht für Patricia“, sagt Capitani über ihre Kollegin, die für ihr spanisches Temperament bekannt ist. Federica Capitani, die sich 2009 in London selbständig machte, geht ihren Weg. Für ihr neuestes Produkt kontaktierte sie den Hersteller. „Ich wollte unbedingt für Zanotta arbeiten, weil ich mit den Möbeln aufgewachsen bin.“ Mit Ikonen der Designgeschichte wie Achille Castiglioni, Enzo Mari, Marco Zanuso sowie Piero Gatti, Cesare Paolini und Franco Teodoro, die mit dem Sitzsack „Sacco“ berühmt wurden. So entstand „Niobe“, ein Tisch mit sanft abgerundeter Marmorplatte, die sich zur Mitte hin auf 30 Millimeter verdickt. „Fühlen Sie mal“, sagt Capitani und streicht über die nicht vorhandene Tischkante. „Wie ein Kieselstein im Fluss.“ Auch wenn sie in London lebt und am Royal College of Art lehrt, so ist Capitani's Tisch natürlich auch Teil der Ausstellung „W. Women in Italian Design“, die zur Zeit im Triennale Design Museum in Mailand zu sehen ist.





Im Winter hat sich Maja Maric dieses auffällige Modell von Apollo angeschafft. Wichtiger als die Form war der Studentin, die ihr Staatsexamen fürs Grundschullehramt absolviert, die Farbe.



Juan Cobo Betancourt trägt seine Hornbrille von Cubitis mit Stolz. Der 27 Jahre alte Postdoktorand wird von Juni an in Santa Barbara als Assistenz-Professor Geschichte unterrichten.



Bianca Grucic trägt seit 18 Jahren eine Brille. Bevor sie sich für dieses Hornmodell von Oxydo entschied, trug die 23 Jahre alte Jura-Studentin fünf verschiedene Brillen zur Probe.



Martin Kühlen, der 28 Jahre alt ist und Literaturwissenschaften studiert, ließ sich seine Lunor-Gläser vor einem Jahr von einer Verkäuferin empfehlen.

Durchblick ist keine Frage des Alters

Unser Autor, der Soziologie lehrt, erkennt in Hornbrillen generationenübergreifende Weitsicht. Wir illustrieren die kleine Theorie des dicken Gestells mit Fotos von Studenten vor seinem Frankfurter Institut.

Von *Tilman Allert*, Fotos *Helmut Fricke*

Die normative Erosion zeige sich in vielen beklagenswerten Erscheinungen des Alltagslebens. Kognitive Unsicherheit und moralische Ambivalenz zählten zu ihren Folgen. So das Urteil vieler Zeitgenossen, die sich mit pessimistischer Emphase in die Phantasie versteinen, früher sei alles besser gewesen. Übersehen werden dabei die Vorteile einer elastisch gewordenen Kommunikationskultur, die sich von starren Fronten des Entweder-Oder entfernt. In keinem Handlungsbereich zeigt sich das so anschaulich wie in der Deutung des Alterns und im Verhältnis der Generationen. Veränderungen im Zeitgefühl lassen sich an den kleinen Dingen ablesen – zum Beispiel an den Moden der Brillengestelle.

Der ewige Mythos der Moderne, der Elan der Jugendlichkeit, verliert an Geltungskraft. Es wäre übertrieben zu behaupten, dass die Jugend ihren Vorsprung an Innovationsversprechen, Risikobereitschaft und Belastungsstärke gegenüber den Alten eingebüßt hätte. „Marry me“, das rasch hingekritzelte Schild, das eine Gruppe von jungen Männern hochhält, gilt schließlich einer hübschen jungen Frau, deren figurbetonter Auftritt (so die Botschaft) mit Vitaminjoghurt erst möglich wurde – und die auch einer Reihe ebenso sportiver Kandidaten imponiert.

Dennoch sind die normativen Zumutungen verblasst, die mit dem Jungsein und dem Älterwerden verbunden sind. Das Alter ist als ein Lebensabschnitt rehabilitiert, bis hin zur symbolischen Konnotation mit einem Neuanfang. Vorbei sind die Zeiten, als man die schrumpfende Sehfähigkeit und die unausweichliche Brille mit Gestellen auffing, die im Gesicht wie gar nicht vorhanden wirkten, zum Verschwinden gebracht, leicht vom hauchdünnen Material, das den durchsichtigen Gläsern einen kaum wahrzunehmenden Halt zu verleihen versprach.

Transparente bis unsichtbare Gestelle trugen dazu bei, die Hinfälligkeit als Peinlichkeit des Älterwerdens zu mildern, zudem getrübet von der elementaren seelischen Gewissheit, dass es doch stets die Augen sind, denen das Gegenüber seine Aufmerksam-

samkeit widmet. An die Stelle getreten ist seit geraumer Zeit die Kantigkeit pointierter Ausdrucksstärke, unterstrichen durch das dunkle Brillengestell, in den Materialvarianten des lebendig reif changierenden Horns oder in der unerschrocken positionierten Artifizialität des verfeinerten Kunststoffs, den Plastik zu nennen sich verbietet. Das Prothetische der Brille wird hierbei transzendiert in ein Versprechen, in die Aura eines entschlossenen Blicks, dem nichts entgeht. Sie promoviert den Träger der Brille zu einem gegenwartszugewandten Zeitgenossen.

Vorbei sind die Zeiten, in denen die dunkle Brille Sinnbild einer ins Tolpatschige gehenden Unbeholfenheit war. Das Outfit des Stubenhockers und lustfeindlichen Asketen wurde prägnant von Evelyn Hamann in Loriots Alltagsszenen aufgeführt. Nur dem legendären Buddy Holly, einem der Pioniere der Popmusik, legte man seinerzeit das schrullig markante pechschwarze Gestell als Ankündigung aus, auch bei derartig neuen Klängen gehe es letztlich doch mit rechten Dingen zu – ein Kompromiss der Sinndimensionen.

In der nachdenklichen Intellektualität des Brillenträgers Woody Allen gelang es sogar, dem dunklen Gestell die Assoziation erotischer Sinnenferne zu nehmen. Im modernen Design, unübersehbar im Gesicht als dem „geometrischen Ort der inneren Persönlichkeit“ (Georg Simmel), liefert die Brille das Symbol des klugen Kopfes – eine Ästhetik, die sich der Funktionalität des klaren Blicks auf die Dinge unterwirft, auf die allein es ankomme.

So adelt die Hornbrille ihre Träger und unterstreicht die Entschlossenheit, sich von Äußerlichkeiten nicht ablenken zu lassen. Diese Paradoxie hebt die Stärke hervor, um die es hier geht. Die Wirkungskraft wird nicht mehr übers Alter unterstrichen. Eine Brille zu tragen birgt die Gefahr, das Gesicht und die Individualität zur Pose erstarren zu lassen. Das dunkle Gestell macht aus der Not eine Tugend. Das Kantige verbürgt den Auftritt der Person mit dem Gütesiegel der Geistigkeit. Die Strenge der Realitätsprüfung hat sich von Generationen emanzipiert. Durchblick ist keine Frage des Alters mehr.



Er kauft, was ihm gefällt. Der 19 Jahre alte Maximilian Hofmann studiert auf Lehramt. Seine Brille von Berlin Eyewear trägt er seit anderthalb Jahren.



Sina Jilg studiert Erziehungswissenschaften im 5. Semester und trägt meist Kontaktlinsen. Hin und wieder zückt sie trotzdem ihre Calvin-Klein-Brille, weil es gesünder für ihre Augen sei.



Ali Akbarzadeh wollte etwas Ausgefallenes. Deshalb besorgte sich der 30 Jahre alte Wirtschafts-Student vor zwei Jahren das Hornbrillengestell von RC auf dem Flohmarkt.



Sophia Gieseler hat sich die Brille mit 18 Jahren zum bestandenen Führerschein gekauft. Nun möchte die Germanistik-Studentin eine neue, die runder und ein bisschen trendiger sein darf.

WWW.FACTOR.PARTNERS

BILDUNTERSCHRIFTEN: YANNIK FRIMMUS

COR



ÜBERALL ZU HAUSE
– MARRAKECH –

TRIO
BY TEAM FORM AG

COR.DE

„Bei Frauen darf es etwas mehr sein“

Im Mai wird geheiratet. Aber was stecken sich Paare da eigentlich an die Finger? Der Hamburger Goldschmied Jan Spille über Koordinaten-Gravuren, Roségold-Ringe und den ersten Ärger in den Flitterwochen.

Herr Spille, haben Sie und Ihr Team jetzt zur Hochzeitssaison besonders viel zu tun?

Ja, Trauringe sind ein Saisonsgeschäft. Aber es ist nicht mehr so extrem wie noch vor zehn Jahren. Damals haben die meisten Leute im Mai oder Juni geheiratet. Das hat sich mittlerweile geändert. Klar, die meisten Hochzeiten sind immer noch im Sommer, aber immer mehr Paare – wir nennen sie schelmisch die Steuerflüchtlinge – trauen sich auch zum Jahresende.

Zwei Meinungen in einem Ring zu vereinen ist nicht leicht. Kommt es vor, dass Paare sich so gar nicht einig werden wollen?

Hin und wieder dauert das schon mal länger. Aber immer mehr Paare lassen sich auch verschiedene Ringe fertigen. Wenn die Frau zum Beispiel unbedingt Roségold möchte, er aber partout nicht. Wir ermutigen sie dann, dass gestalterische Merkmale variiert werden. Sie nimmt dann eben ihr Roségold, er die Farbe, die er will, und über eine gleiche Form stellen wir wieder eine Einheit her. Es kommt aber auch vor, dass Paare hier rausgehen, und die Ringe sehen total unterschiedlich aus.

Apropos Roségold: Ist die Trendfarbe auch bei Trauringen beliebt?

Rosé liegt auf Platz drei noch hinter Weißgold. Der klare Favorit ist immer noch Gelbgold. Gerade bei Trauringen wird nicht so sehr auf Trends geachtet. Zu einem zeitlosen Design gehört übrigens auch die Ringbreite. Die meisten Leute sind da doch wieder klassisch – es darf nicht zu schmal und nicht zu breit sein. Wenn Sie mich nach dem durchschnittlichen Ring-Paar fragen: Ein Herrenring ist 4,5 Millimeter breit, ein Damenring vier Millimeter.

Tragen Männer allgemein breitere Ringe?

Nein, häufig ist es dann doch wieder genau andersrum. Die Männer haben ja oft nie zuvor ein Schmuckstück getragen und wollen dann eher etwas Dezenteres, da geht es um die Funktionalität. Bei den Frauen wiederum, gestandene Schmuckträgerinnen, darf es gern etwas mehr sein.

Die Namen und das Hochzeitsdatum als Gravur im Ring sind ja der Klassiker. Gibt es Paare, die etwas kreativer sind?

Auf jeden Fall! Die Koordinaten, entweder vom Ort des Antrags oder des Kennenlernens, sind auch beliebt – gerade, wenn es ein Ort im Ausland war. Und einmal hatten wir sogar ein Paar, da waren beide Fan von Fortuna Düsseldorf. Für die haben wir eine Außengravur gemacht mit Fortuna, dann ein Sternchen und den Namen des jeweils Anderen.

Wie oft gehen Eheringe verloren?

Schwer zu sagen, denn man weiß ja nicht, wie oft dann wirklich ein neuer Ring gemacht wird – die Teile kosten ja auch Geld. Aber der Klassiker ist: Man verliert



den Ring im Badeurlaub, denn wenn es heiß ist, schwellen die Finger bekanntlich an. Geht man zum Erfrischen ins kalte Wasser, werden sie kleiner und glitschiger. Im vergangenen Jahr hatten wir ein Pärchen, bei dem der Ring des Ehemannes gleich in den Flitterwochen verlorengegangen ist – der Super-GAU. Der Mann kam ganz schnell und sehr kleinlaut zu uns, um sich einen Neuen machen zu lassen.

Sie verarbeiten ausschließlich faires Gold und Silber. Was heißt das genau?

Wir kaufen nicht einfach irgendwo unser Gold, sondern arbeiten mit mehreren Kooperativen zusammen, zum Beispiel mit der Stiftung „EcoAndina“. Die Goldschürfer sind mit Waschsüsseln im Flussbett unterwegs und waschen das Gold in Form von Nuggets heraus – ohne giftige Chemikalien oder Emissionen. Außerdem beziehen wir noch Gold, das unter der Kontrolle des Dachverbandes „Fairtrade“ in peruanischen Minen abgebaut wird. In diesen Minen kommt das Gold nicht in Nuggets vor, sondern als feines Goldsand, der in Erzen gebunden ist. Um daran zu kommen, muss man die Erze in feines Pulver zermahlen, das dann mit Chemikalien behandelt wird. Das ist leider nicht ökologisch, aber es gibt hohe Umweltauflagen für die Kooperativen. Bei beiden Arten der Goldgewinnung sorgen die Organisationen für faire Löhne, sie schaffen Sicherheit durch langfristige Lieferbeziehungen, und Kinderarbeit ist verboten.

Warum ist „grüner“ Schmuck noch nicht so populär wie „faires“ Essen oder „faire“ Mode?

Weil es das noch nicht so lange gibt. Das Bewusstsein dafür und damit ein Markt für „grünes“ Gold kamen erst mit der Weltwirtschaftskrise 2008. Zu der Zeit ist der Goldpreis explodiert, weil viele Anleger ihrer Währung nicht mehr trauten und deswegen Gold als Wertanlage ankauften. In diesem Hype wurden dann auch die im Bergbau eingesetzten Chemikalien und die schrecklichen Arbeitsbedingungen thematisiert – was vorher eigentlich niemanden interessiert hatte.

Und wie viel mehr kostet das gute Gewissen?

Wer ökologisches Gold möchte, muss dafür 14 Prozent mehr ausgeben als für einen Ring mit Gold aus konventionellem Abbau.

Die Fragen stellte Madeline Dangmann.



Jan Spille, Jahrgang 1975, ist Goldschmied. Er war von 2002 bis 2005 auf Wanderschaft in Afrika und lernte dort die Vorzüge von Gold und Silber kennen, die ökologisch abgebaut und sozial gerecht gehandelt werden. Im Jahr 2005 gründete Spille seine eigene Manufaktur in Hamburg.

FOTO: MIGUEL FERNANZ, ILLUSTRATION: VALERIE EDELHANN

WALTER KNOLL



THE ESSENCE OF LIVING.

Yuuto. Eine Landschaft aus Kissen. Gestaltet mit meisterhaftem Handwerk, ausgesuchten Materialien und einer zeitlos gültigen Ästhetik. Comfort par Excellence. Für das persönliche Stil-Refugium. Design: EOOS. www.walterknoll.de

1865
150 YEARS OF WALTER KNOLL
2015

„Ich will nicht von allen geliebt werden“

Raf Simons über das Ende seiner Zeit bei Dior, seinen Weg vom Design zur Mode und seine Stoffe für den dänischen Hersteller Kvadrat

Raf Simons sitzt in einem Raum in einer Galerie in Berlin. An der Wand Bilder von Robert Mapplethorpe. Zur Straße hin ein Fenster, in das Passanten wie in ein Schaufenster blicken. Draußen tobt das Leben, innen ist es sehr still. Simons hat, zum dritten Mal in Folge, Stoffe für den dänischen Hersteller Kvadrat entworfen.

Herr Simons, ein halbes Jahr ist es nun her, dass Sie Dior verlassen haben. Stehen Sie mit Ihren ehemaligen Weggefährten dort noch in Kontakt?

Ja.

Was macht man eigentlich, wenn man ein solches Haus verlässt und die erste Kollektion danach erscheint? Wo waren Sie? Haben Sie sie sich im Internet angeschaut?

Ich habe sie gesehen. Aber ich möchte jetzt noch nicht darüber reden. Das ist alles noch sehr fragil, zu emotional. Die Leute bei Dior, das ist doch größtenteils noch mein Team. Ich liebe die Leute aus dem Atelier. Es war beileibe keine einfache Trennung. Ich habe die Marke verlassen, um mehr Zeit für mich zu haben. Das war schwierig für meine Mitarbeiter, schwierig für die Marke. Es ist noch zu frisch, um jetzt darüber zu reden.

Wie hat sich Ihr Leben seither verändert?

Ich verbringe viel Zeit mit Freunden und mit meinem Lebensgefährten. Und ich mache Dinge, die allzu lange auf der Strecke geblieben sind. Wir reisen viel – gerade komme ich aus Afrika zurück, wir haben eine große Safari im Krüger-Nationalpark gemacht. Und wir haben uns einen Hund gekauft, einen Harlekin-Beauceron, eine französische Rasse, recht selten. (Erholt sein iPhone heraus, sucht kurz und zeigt das Video eines Hundes, der sich im Spiegel erblickt und darüber sehr erstaunt zu sein scheint.) Schauen Sie mal: Hier ist sie beim Friseur. Wir haben sie erst seit einem Monat. Das ist unser neues Familienmitglied. Toll, oder? Bevor ich in der Mode arbeitete, hatte ich eine Deutsche Dogge, einen Hund wie Scooby-Doo. Den habe ich mein ganzes Leben lang vermisst. Nach meinem Abschied von Dior habe ich gesagt: Ich nehme mir jetzt mal ein Jahr Auszeit. Ich habe mich nicht ganz zurückgezogen; ich habe ja noch mein eigenes Label, entwerfe die Stoffe für Kvadrat, eine Kollektion für Fred Perry – aber das Tempo ist anders.

Schon vor seiner Arbeit für Kvadrat, während seiner Zeit bei Jil Sander, hat er mit den Stoffen von Kvadrat gearbeitet und die Marke Jil Sander, deren Palette hauptsächlich aus Schwarz, Navy, Weiß und Camel bestand, farbig aufgebrochen. Mit seiner Arbeit für Kvadrat begann er kurz vor Dior. In der Galerie hängen zwei Lift Chairs von Franco Albini, die mit seinen Blockstreifen bezogen sind.

Und bei Möbeln läufst es spannender?

Bei Dior hatte ich anfangs noch sechs Wochen Zeit für eine Kollektion, dann wurde es immer weniger, manchmal war es nur ein Monat. Und das waren bis zu 150 Stoffe. Für eine Kollektion von Kvadrat – drei Stoffe – habe ich ein ganzes Jahr Zeit. Es ist ein Geschenk des Himmels; deshalb habe ich zugesagt. Ich bin nun gut 20 Jahre in der Mode. Der Rhythmus der Branche wurde immer schneller, gerade in letzter Zeit. Und hier dann das Kontrastprogramm: Wir haben anderthalb Jahre gebraucht, bis wir die ersten Ergebnisse hatten. Es braucht eben seine Zeit. Dann fangen die Leute an, ihre Möbel mit den Stoffen zu polstern, dann kommen die Architekten. In Paris sehe ich im Schaufenster die Re-Editionen von Cassina, Meisterwerke des 20. Jahrhunderts, bezogen mit meinen Stoffen. Das gibt mir ein gutes Gefühl. Weil ich weiß, dass es lange hält und dass Leute das fürs Leben kaufen. Das hat mir in den vergangenen Jahren viel gegeben.

Die Mode ist kurzlebiger.

Ich sammle Möbel und weiß selbst, wie lange es mitunter braucht, bis man ein passendes Stück gefunden hat. Aber das hat dann auch eine ganz andere Lebensdauer. Ich glaube nicht, dass es Leute gibt, die sagen: Jetzt kaufe ich einen Pullover für die nächsten 30 Jahre. Es ist eine ganz andere Auffassung. Daraus erwächst auch eine gewisse Verantwortung. Ich fordere Menschen gern heraus, besonders mit Farben. Aber ich mag das niemandem aufdrängen. Man muss da sehr vorsichtig sein. Wir haben also ein weites Spektrum, das auch sehr klassisch sein kann, wenn die Kunden es wollen.

Für Farben scheinen Sie seit jeher eine gute Hand zu haben.

Ich habe bei Kvadrat angefangen, neu zu entdecken, wie man Farben gegenüberstel-

len kann. Die Marke hat als Zulieferer schon einen eigenen Stil, aber gerade das hat mir gefallen. Die Stoffe von Kvadrat bauen oft auf der Woll-Basis auf, das mag ich. Wenn es noch Seide gegeben hätte, wäre das schwieriger geworden. Ich habe jetzt viel mit breiten Streifen gearbeitet, letztes Mal viel mit Tweed. Aber auch das habe ich wieder aufgegriffen. Wir lassen die Kollektion langsam wachsen, aber es soll eine Einheit bleiben, klar erkennbar.

Wie gestaltet sich das stoffliche Wechselspiel aus Mode und Möbeln?

Es sind ganz verschiedene Welten. Ich benutze die Stoffe auch in meinen Kollektionen, und ich habe sie auch schon in anderen Kollektionen gesehen. Ich nutze Reminiszenzen der Mode. Streifen sind ja allgegenwärtig, sei es bei Polo Ralph Lauren oder in der Mid-Century-Couture. Ausgangspunkt war aber ein Bild zweier Stühle von Franco Albini, das ich in einer Zeitschrift noch während des Studiums entdeckt hatte. Ich fand sie nirgendwo, nicht in Galerien, nicht auf Auktionen, nicht im Handel. Sie waren nie produziert worden! Wir haben von der Fondazione Albini die Erlaubnis bekommen, die Stühle zu reproduzieren und mit den Stoffen zu beziehen. Als Industriedesigner und Möbellebhaber hat mich die Modernität Albinis beeindruckt. Wir reden hier von 1940, das war also am Anfang des Zweiten Weltkriegs.

Reizt es Sie nicht, Möbel zu machen?

Ich wurde schon gefragt. Es lag eigentlich nur an der Zeitknappheit, dass ich nein gesagt habe. Aber es interessiert mich.

Sie haben Industriedesign gelernt. Warum haben Sie sich so schnell davon verabschiedet und sind in die Mode gegangen?

So unmittelbar war das nicht. Ich habe es zumindest versucht. Aber es macht etwas einsam. Nach drei, vier Jahren in der

Schule in Genk musste ich mich entscheiden, ob ich nun ins Autodesign gehe oder konzeptionell arbeite. Ich habe mich für Konzeption, intellektuelles Design, Möbel entschieden, nicht für Hardcore-Industrial-Design. Wir haben alles entworfen, was den Menschen dienen konnte: Türknauf, Eierbecher, Fahrrad, Tankstelle. Das Industriedesign wurde mir irgendwann zu technisch, nicht konzeptionell genug. Ich entschied mich also für Möbel, aber zur gleichen Zeit kamen schon die ersten Vibes der Antwerp Six. Dries van Noten, Ann Demeulemeester, Martin Margiela. Wahnsinn! Das war eine Reaktion auf die Mode davor, auf Mugler und Montana, die „blitz“ und „high-stage“ waren. Es war viel näher an Comme des Garçons und Yohji Yamamoto, viel mehr Avantgarde. Ich machte dann, gegen den Willen meiner Schule, ein Praktikum bei Walter van Beirendonck. Er nahm mich mit nach Paris zur ersten Margiela-Schau, und ich dachte: Das will ich machen. So fing das an. Ich traf Linda Loppa, die Direktorin der Akademie der Schönen Künste in Antwerpen, die mir riet, ohne weitere Ausbildung direkt eine Kollektion zu entwerfen. So begann es.

Sie hatten also kein ursprüngliches Interesse an der Modebranche?

Nein. Meine Freunde und ich, wir haben uns natürlich für Mode interessiert. Ich war besessen von Helmut Lang. Nicht, dass ich es mir hätte leisten können. Wir trugen viele Second-Hand-Sachen. Unser Stil hing auch mit der Musik zusammen, die wir hörten: New Order, Depeche Mode, Tech Dance. Aber ich habe nie gedacht, dass ich das zu meinem Beruf mache, denn es kam mir oberflächlich vor. Man muss das im Zusammenhang sehen: Ich komme aus einem Bauerndorf in Flandern. Ich musste alles selbst entdecken. Es gab keine Boutique, kein Kino, kein Museum, keine Galerie. Mein einziger Anknüpfungspunkt war ein kleiner Plattenladen. Dort entdeckte ich Plattencover von Peter Saville, mit dem ich später auch zusammengearbeitet habe. So ist es langsam gewachsen.

Später wird er selbst Dozent: In Wien leitet Simons an der „Angewandten“ bis 2005 die Modeklasse – der Zeit hängt er bis heute nach. „Da kamen die meisten vom Land und konnten nur Deutsch.“ Er spricht auch Deutsch, bleibt im Gespräch aber lieber bei Englisch, das er kernig und mit unverkennbarem Flandern-Einschlag ausspricht.

Wie kamen Sie zum Möbeldesign?

Als Jugendliche waren wir besessen von Produzenten wie Cassina. Cappellini war gottgleich für uns, weil sie die Avantgarde-Designer hatten, Marc Newson oder Tom Dixon. Und ich saß da in meinem Dorf in Flandern und dachte: Wie komme ich da



FOTOS: WILLY VANDERBERGHE, HIEPILER, BRUNNER

ran, an die Vitras oder Cassinas dieser Welt? Ich fing dann bei einer kleinen Galerie in Belgien an, die konzeptionellen Schmuck verkauft, ein paar Möbel und alles Mögliche. Das gab mir nicht viel. Ich entwarf hauptsächlich große Möbel, viele Sofas. Die verkauften sich hier und da, aber das stellte mich nicht zufrieden. Diesem Land fehlt die Kultur, um was mit Möbeln zu machen. So kam ich zur Mode.

Stehen bei Ihnen noch Relikte dieser Zeit?

Nein, ich habe alles weggegeben. Bei manchen Freunden steht noch etwas rum. Meine Mutter hat noch Schemel, die nicht

mehr so oft das Tageslicht sehen. Aber das stört mich nicht. Vor drei Jahren wurde bei einer Auktion eine Chaiselongue versteigert, die ich entworfen hatte, und ich dachte: Oh weh. Das war mir peinlich.

Sind Sie jetzt häufiger in Antwerpen?

Nein, eine Woche in Paris, eine in Antwerpen. An meiner eigenen Marke arbeite ich nicht nur in Antwerpen, auch in Paris.

Wie unterscheiden sich Ihre Wohnungen?

Nicht, was die Möbel angeht, aber architektonisch. Die in Paris ist ganz im Stile Haussmanns: Stuck, hohe Decken,

große Glastüren. Meine Wohnung in Antwerpen ist für Belgien sehr untypisch. Ein Triplex-Apartment, sieht nach amerikanischer Westküste aus, Mid-Century. Ich habe es zufällig gefunden. Schön! Ich musste nicht viel machen, außer es zu streichen. Es war das Haus eines Paares mit zwei Töchtern, das damals amerikanische Möbel importiert hat. Sie waren Pioniere auf diesem Feld. Ihr Haus haben sie nach dem Mid-Century-Vorbild gebaut. Holzboden, alles sehr funktional, versteckte Kamine.

Was verbindet Sie mit Mid-Century?

Die Art der Entwürfe war sehr utopisch.

Raf Jan Simons, geboren am 12. Januar 1968 in Neerpelt (Belgien), ist Industriedesigner und Modemacher. Seit 1995 führt er seine eigene Herrenmode-Marke. Von 2005 bis 2012 war er zudem Chefdesigner bei Jil Sander, danach bis zum Oktober 2015 bei Christian Dior.

Die Menschen hatten diese romantische Vorstellung von der Zukunft, vom Leben auf dem Mond und so. Die Kombination aus dem Menschlichen und dem Futuristischen, das spricht mich an. Die Möbel von Hans J. Wegner und Jean Royère wurden noch nach praktischen Gesichtspunkten gestaltet. Möbel sollten doch dem Menschen dienen. In jüngster Zeit sehe ich viele Möbel auf dem Markt, die nur ein Objekt im Raum sein sollen. So geht es mir mit Mid-Century nicht.

Wo halten Sie sich dabei am liebsten auf?

Vor dem Kamin. Ich habe ein Faible für Kaminzimmer. In Paris steht in beinahe jedem Raum ein Kamin. Mittlerweile darf ich sie aber nicht mehr benutzen, wegen der Brandschutzbestimmungen; dabei habe ich die Wohnung wegen der Kamine gekauft. In Antwerpen habe ich zwei: einen im Wohnzimmer, einen im Schlafzimmer. Und wenn ich unterwegs bin, versuche ich an Orten zu schlafen, an denen es einen Kamin gibt.

Wollen Sie sich irgendwann wieder dem Druck eines großen Modehauses beugen?

Mal sehen. Ich bin in Gesprächen, darf darüber aber nicht reden. Wenn man eine große Marke verlässt, passiert sehr viel. Leute fangen an zu reden. Man kann nicht kategorisch „Ja“ oder „Nein“ sagen. Zur Zeit aber eher nicht. Die Modewelt ist im Wandel begriffen, ein Sturm zieht herauf.

Kurz nach dem Gespräch die Nachricht, dass Raf Simons bei Calvin Klein arbeiten könnte. Die Designer Francisco Costa und Italo Zucchelli haben ihre Posten schon geräumt.

Was ist eigentlich los in der Modebranche?

Ich habe das Gefühl, dass man es mit seiner Arbeit heute allen recht machen muss. Wenn man das nicht tut, ist man außen vor. Das finde ich schwierig. Ich habe nie versucht, etwas zu entwerfen, das sich an viele Leute richtet. Was ich mache, ist sehr speziell. Ich will nicht von allen geliebt und bewundert werden für das, was ich tue. Ich bin glücklich, wenn es einer Nische gefällt. Es fällt auch vielen Menschen heute schwer, Dinge zu begreifen. Sie sind zu schnell in ihrem Urteil. Heute geht es ums Sehen. Als ich jung war, ging es darum. Dinge zu verstehen oder etwas herauszufinden. Bei vielen Kunstwerken hat es zehn Jahre gebraucht, bis ich sie verstanden habe. Manche Kunst, die ich mag, verstehe ich bis heute nicht. Das lässt mich nicht los. Ich lasse die Werke nicht einfach an mir vorbeiziehen. Jetzt wird's aber schon sehr philosophisch hier.

Die Fragen stellte Florian Siebeck.



Modern seit 1940: Die Franco-Albini-Sessel hat Raf Simons frisch bezogen.



Auf dem Sprungbrett: Der japanische Modemacher Shohei Kinoshita zeigt seine Entwürfe in der Villa Noailles.

Als Prince stirbt, wird bei Chanel gerade der Hauptgang serviert. Dass er gestorben ist, hat hier im „Marais“, einer kleinen Gourmet-Enklave am Rand der sonst recht unpräzisen französischen Küstenstadt Hyères, noch keiner mitbekommen – außer denen, die ohnehin per Standleitung im Internet hängen. Und das sind in Hyères ziemlich wenige, weil es ja den Strand gibt und das Modefestival. Die es wissen, behalten es erst einmal für sich. Wer überbringt schon gerne Todesnachrichten?

Der Sitznachbar ist Schaufensterpuppenproduzent, nicht nur für Lagerfeld, er statet so ziemlich alle Marken aus. 400 Modelle haben sie im Angebot, es scheint ein verflixtes Geschäft zu sein, jedes Land hat andere Vorstellungen, aber es läuft. Linkerhand hat der Chauffeur der Kultusministerin Platz genommen, gegenüber der Polizeichef, und sie hoffen, dass die Ministerin nicht vor dem Nachtschiff geht, was sie dann doch tut. Und so verpasst sie, wie der DJ nur noch „Cream“, „Kiss“, „Purple Rain“, „When Doves Cry“, „Diamonds and Pearls“ und „Little Red Corvette“ spielt und alle glücklich sind, weil sie sich freuen, dass sie es hier erfahren durften, in einer warmen Sommernacht bei gutem Essen.

Hyères ist so, wie man sich die Berliner Modewoche wünscht: keine Logowand, keine Gaga-Stände, kein roter Teppich. Mit Chanel, LVMH, Chloé, den Galeries Lafayette, Petit Bateau und der Stoffmesse Première Vision sind gewichtige Partner an Bord, die ein gewisses Understatement schätzen. Auch Talentscouts von Kering lassen sich blicken. Hyères kommt gelassen daher, auch wegen des guten Wetters und der Strandpartys. Selbst eine kaputte Straße wirkt in Südfrankreich mit dem Schild „Chaussée Déformée“ eher wie ein Feature denn ein Makel. Und wer es nicht ins „Marais“ zum Essen schafft, geht in ein äußerst sympathisches Lokal, das neu eröffnet hat und passenderweise den Namen „Plan B“ trägt.

Hundert Designer bewerben sich jedes Jahr im Modewettbewerb, zehn von ihnen kommen in die engere Auswahl. Wie der Finne Rolf Ekroth, der über einen Nähkurs für Senioren zur Mode fand und seinen Werdegang so zusammenfasst: „Ich wollte Sozialarbeiter werden, dafür hatte ich zu wenig Moral. Dann wurde ich Pokerspieler, dafür hatte ich zu viel.“ blieb also: die Mode.

Das Festival findet zu großen Teilen in der alten Bauhaus-Villa Noailles über den Dächern der kleinen Küstenstadt statt. Am Anfang präsentieren die Designer ihre Kollektionen. Am Abend, wenn der Himmel wieder alle Instagram-Filter durchprobiert, zeigen sie ihr Defilee. Und wenn es gut läuft, ergibt das, was am Morgen komisch daherkam, plötzlich ein stimmiges Bild. Manchmal ist es auch umgekehrt.

Hi, Hyères!

Beim Mode- und Fotofestival in der Hafenstadt am Mittelmeer wird gefeiert – und gearbeitet. Junge Designer lernen im sonnigen Süden, dass man nicht in der Hitze der Trends verglühen darf.

Von Florian Siebeck

Hyères wird also jedes Jahr im April aus winterlicher Lethargie geholt, wenn gleichzeitig noch das Bücherfest und der Segel-Weltcup stattfinden. Jean-Pierre Blanc rief das „Festival International de Mode et de Photographie“ im Alter von 20 Jahren ins Leben. Welchen Ruf „JP White“ hat, zeigt nicht zuletzt die Kultusministerin: Sie bleibt gleich zwei Tage. Hyères ist mehr als ein Mode- und Fotowettstreit, es ist auch ein Think Tank, in dem über die Zukunft des Einzelhandels diskutiert und das Partyleben erprobt wird. Eine Art Mini-Coachella an der Côte d'Azur: Im vergangenen Jahr trat Woodkid auf, dieses Jahr unter anderen die It-Lolita Petite Meller, nur mit weißem Leotard und Chanel-Jäckchen bekleidet. Den familiären Rahmen schätzt auch die Münchner Schmuckdesignerin Saskia Diez, die in diesem Jahr aber früher abreisen muss. Die Tochter hat Geburtstag, sie bekommt Macarons.

Für die Teilnehmer ist das verlängerte Wochenende im Süden nervenaufreibender. Am Ende gewinnt (ziemlich überraschend) der 28 Jahre alte Japaner Wataru Tomi-naga, der an Central Saint Martins studiert, bei Margiela und Galliano gelernt hat und als Vorbild auch das deutsche Label Bless nennt. Er zeigt eine Männerkollektion mit ungewohnter Silhouette, plissierten Ärmeln, viel Cord und Streifenhosen. „Es ist beeindruckend, wie er Prints mischt und Volumen konstruiert“, sagt Julien Dossena, Kreativdirektor bei Paco Rabanne und dieses Jahr Jury-

Vorsitzender. Auch Dossena selbst hat hier vor zehn Jahren Preise abgeräumt, im gleichen Jahr, in dem Anthony Vaccarello gewonnen hat, der nun Hedi Slimanes Nachfolge bei Yves Saint Laurent antritt. Tomonaga sei „wie ein junger Issey Miyake“, bemerkt Dossena noch. Der Japaner bekommt jetzt 15.000 Euro und die Chance, mit den Ateliers von Chanel zusammenzuarbeiten.

Die Zeichen stehen in diesem Jahr wieder auf Gender-bending. Das ist an den Gewinnern des Chloé-Preises zu erkennen, den Finnen Hanne Jurmu und Anton Vartiainen. Ihre Flower-Power-Öko-Männerkollektion bringt ihnen eine besondere Ehrung der Jury ein, ihr Outfit für Chloé 15.000 Euro Preisgeld. Vartiainen bedankt sich bei der „sehr interessanten Jury“. Man merkt, dass er nicht wirklich weiterweiß und auch sehr müde ist – er trägt noch das Netzshirt von der Party auf der Galopprennbahn letzte Nacht.

Was die Unterstützung bewirken kann, zeigt die Kollektion der Deutschfranzösin Annelie Schubert, die im vergangenen Jahr für ihre Drapierungen gewürdigt wurde und das Preisgeld größtenteils in Stoffe steckte. Zuletzt flog sie fast jede Woche von Berlin nach Paris, erst zu Petit Bateau, dann zu den Ateliers von Chanel. „Als ich bei Lesage war und einige Archiv-Stücke sah, sagte ich: ‚Das muss ja unheimlich teuer sein!‘ Der Chef, Hubert Barrère, erwiderte: ‚Wir sind nicht hier, um übers Geld zu reden. Sondern darüber, was du machen willst.‘ Das habe ihr geholfen, Ängste zu überwinden. ‚Meine Anfragen wurden mit höchster Priorität und Wertschätzung behandelt, das hat mich wirklich erstaunt.‘ Natürlich müsse man dann acht geben, sich nicht in den Wahnsinn treiben zu lassen von den vielen Möglichkeiten. ‚Man muss der Frage nachgehen: Was passt zu dir? Worauf hast du Lust?‘

Die neue Kunstfertigkeit und die Rückmeldung der Profis ist ihrer Kollektion anzusehen. Sie ist wertiger geworden, auch tragbarer. Die schönen Double-Layerings bleiben, aber die Looks sind monochrom. „Da muss das Material natürlich so toll sein, dass man es oben und unten tragen kann – das war nicht einfach.“ Farbliche Akzente setzt sie beim Schuhwerk, gefertigt vom Chanel-Schuhmacher Massaro. Bei der Mischung aus schweren Wollstoffen und leichter Seide und Organza bleibt sie sich treu. Einige Stücke lässt sie nun produzieren: „Gar nicht so einfach, wenn der Meter Kaschmir 140 Euro kostet.“

Jetzt sucht Annelie Schubert nach Wegen, verkäufliche Mode zu guten Preisen anbieten zu können. Sie aktiviert Kontakte, die sie in Hyères geknüpft hat, dann will sie sich bei französischen Modehäusern bewerben. Etwas Eigenes? Irgendwann vielleicht. In Hyères lernt man vor allem, realistisch zu bleiben – und zumindest mit einem Fuß noch auf dem Teppich oder gar auf dem Boden. ◀

THONET

Draußen zu Hause – Unsere neue Thonet All Seasons Kollektion ist erhältlich bei ausgewählten Thonet Fachhandelspartnern:

Berlin Möbel Harder, Neue Wohnkultur Bielefeld pro office Bonn BüroConcept+RaumDesign Braunschweig pro office, Loeser Bremen POPO, pro office Chemnitz (smow) C Darmstadt Uhland Dresden Ehrlich & Richter Düsseldorf THONETshop Göttingen pro office Gütersloh Volker Grett Hagen Biermann Einrichtungen Hamburg clic, Cramer Möbel + Design Hannover pro office Karlsfeld Krejion Design Köln SMOW K, Stoll Wohnbedarf + Objekt Krefeld Held Wohnkomfort Leipzig smow Lemgo pro office Moers Drite Wohnform München Designfunktion Münster Freiraum, Ventana Nordhorn ambiente b. Nürnberg Designfunktion, Selig Wohnbedarf Oldenburg Rosenbohm, Schumacher Osnabrück Castella Wohndesign, pro office Pforzheim Dieter Horn Saarbrücken Einrichtungen Maurer Schorndorf Chairholder Senden interni by inhofer Stuttgart smow S Villingen-Schwenningen Welzer Wohnen Wendlingen Behr Einrichtung



www.thonet.de

FOTO: AFP

Beth Ditto

Sie hat alles gesagt und noch mehr herausgeschrien. Nun ist Schluss mit ihrer Band Gossip. Beth Ditto beginnt ein neues Leben.

Von Alfons Kaiser, Foto Jens Gyarmaty

Da hing doch noch etwas hinter ihr, auf den Kleiderständen? Worum ging's da noch? Ach, später. Vorab etwas anderes. Denn kaum hat man sie entdeckt in der weitläufigen Suite eines Berliner Hotels, ruft sie schon mit einer Stimme, die aus den tiefsten Tiefen der Südstaaten kommt: „Willkommen!“ Ja, sie spricht auch ein paar Wörter Deutsch, genauer: Sie ruft es, immer wieder zwischendurch, mitten im Gespräch, einfach so.

Mit Beth Ditto ein bisschen zu plaudern, das geht nicht. Zu viele echte Themen, zu viele starke Gefühle.

Fangen wir also langsam an, ganz von vorn, bei der Familie. Beth Ditto erzählt nicht von zu Hause, wie Popstars über ihre Kindheit erzählen, dass man Klavier gelernt hat, Ballett, Gitarre, in einer Castingshow entdeckt wurde, in einer Band landete, den richtigen Produzenten fand. Beth Dittos Buch über ihre frühen Jahre handelt vor allem von Misshandlung und Verlorenheit im White-Trash-Ghetto. Wie ihr Onkel sie misbrauchte, wie sie von ihrer Mutter wegzog, wie ihre Tante Jannie sie nervte, wie ihr alles im Bundesstaat Arkansas verkommen schien.

Das Buch heißt „Heavy Cross“, so wie ihr bekanntestes Lied: „It's a cruel cruel world, to face on your own, / A heavy cross, to carry along, / The lights are on, but everyone's gone, / And it's cruel.“ Solche Zeilen denkt man sich nicht einfach so aus.

Das ist also schon mindestens die dritte Überraschung in gerade einmal drei Minuten: Ihre Verbindung zu Arkansas ist heute wieder eng. Ihre Mutter lebt noch da, wo sie schon immer gelebt hat, ihre ältere Schwester auch. Und wenn Beth Ditto über ihre Mutter redet, spricht sie nicht von einer Frau, die ihre Kinder herumgeschubst hat und an die falschen Männer geriet, sondern von einer stolzen Mutter, die gerade Geburtstag hatte: „Ich habe ihr ein iPhone 6 geschenkt, das große. Sie hatte nur das Vierer, und damit konnte man ja fast gar nichts machen.“ Die erste Familie, die biologische, bleibt also: „Auch wenn es

verrückt und dysfunktional ist – wir halten zusammen.“ Und die zweite, die sie sich ausgesucht hat, ihre Freunde? Fast noch enger: „Meine Freundin Kathy, mit der ich aus Arkansas weggezogen war in den Bundesstaat Washington, ist schwanger. Und ich kann's gar nicht abwarten!“ Und Nathan Howdeshell, der 1999 ebenfalls Arkansas verließ, um mit Kathy und Beth in Olympia im Nordwesten des Landes Gossip zu gründen? Er ist, unglaublich, aber wahr, zurückgezogen nach Arkansas.

Das Buch wird ihr geholfen haben, Übersicht über ihr Leben zu gewinnen, das Singen noch mehr, und die Zeit soll ja auch alle Wunden heilen. Beth Ditto, die sich selbst als „fette feministische Lesbe aus Arkansas“ bezeichnet, ist rund geblieben und reifer geworden. Hier, in dem viel zu tiefen Sessel ihrer Hotelsuite in Berlin, redet sie so positiv über die Dinge, die sie früher belastet haben, dass es fast schon amerikanisch klingt.

Hat sie also ihren Frieden gemacht mit ihrer Herkunft, die ihr politisch, sozial und kulturell so fremd ist? Sie erzählt, dass sie BBC hört, nicht die amerikanischen Nachrichten, weil sie denen misstraut. Und: „Amerika ist groß. Hier in Europa erzähle ich den Leuten immer: Wenn wir dort vier, fünf oder sechs Stunden mit dem Auto in eine Richtung fahren, sind wir noch immer in Amerika. Wenn die Menschen also reisen, kommen sie nicht in eine andere Kultur, sondern sie sind noch immer in der gleichen Kultur.“ Nett ausgedrückt. Soll heißen: Obwohl sie in einem so großen Land leben, sind Amerikaner provinziell.

Jetzt ist es wieder höchste Zeit für einen deutschen Satz, ein bisschen außerhalb jedes Zusammenhangs zwar, aber egal: „Das ist ein Witz!“

Da liegt das Thema Donald Trump nahe. Sie redet sich schnell in Rage. „Amerika ist krank. Sie lieben Waffen, sie verstehen nicht, warum das schlecht sein könnte. Sie verstehen nicht, was an einer öffentlichen Krankenversicherung gut ist, denn sie waren nie dort, wo es anders ist. Ich arbeite dauernd dagegen an. Sogar in meiner Familie:



Beth Ditto, 35 Jahre alt, hat neue Ziele im Leben. Trotzdem wird die Frau mit den vielen Gesichtern weiter singen – und reden.

Als Obamacare eingeführt wurde, haben sie das gar nicht verstanden. Ich habe ihnen gesagt: ‚Ihr wisst gar nicht, wie es ist, zum Arzt zu gehen und nicht bezahlen zu müssen!‘ Dann kommen sie mit Schlagworten wie ‚Sozialismus‘ oder ‚Kommunismus‘, und sie wissen gar nicht, was das ist. Wenn ich ihnen erzähle, dass Jesus im Koran vorkommt, sagen sie: ‚Das ist Blasphemie!‘“

Zehn Jahre ist es jetzt her, dass sie politisch wirksam wurde. „We live our lives“: Die Zeile aus dem Titellied des Albums „Standing in the Way of Control“ war als Protest gegen die Entscheidung der Regierung Bush zu verstehen, Schwulen und Lesben das Recht auf die Ehe zu verweigern. Das Album markierte auch den Übergang von Punk zu Rock und Disco, also zu einem größeren Publikum.

Auf dieser Platte konnte man dann auch hören, woher die Wut kommt: aus Kindheit und Jugend natürlich, aus den Einflüssen von Punk, Grunge und der subkulturell feministischen Riot-Grrrl-Bewegung (die eben aus Olympia stammt) – und natürlich aus der sexuellen Orientierung, die auch heute noch in Amerika ein Stigma sein kann. Dass nun wieder die Republikaner von sich reden machen, versetzt sie in heilige Wut. „Donald Trump hat einen sol-

chen Zulauf, weil er so viel Presse, so viel Öffentlichkeit bekommt. Er ist nur ein Clown. Und er weiß es noch nicht einmal. Er ist wie ein verrückter kleiner Junge. Hör einfach auf mit dem Quatsch!“

Ihr Herz schlägt links, viel weiter links als das von Hillary Clinton, die in Arkansas lange Anwältin war, Jura-Professorin und am Ende sogar First Lady, als Bill Clinton hier bis 1992 Gouverneur war. Bei dem Thema wird Beth Dittos Frauensolidarität auf die Probe gestellt: „Sie ist qualifiziert, sie ist erfahren, und sie könnte natürlich das Land führen“, meint sie zögerlich über die Kandidatin. „Aber ich mag auch Bernie Sanders, er entspricht meinem Ideal. Ich glaube aber nicht, dass Amerika bereit ist für ihn.“

Und dann war da doch noch was? Diese Kleiderstände hinter ihr. Ja, ihre Kollektion!

„Ach so, ja, stimmt. Tja, noch lieber als über Mode rede ich über Politik.“ Sie dreht sich um in ihrem tiefen Sessel und schaut auf die Übergrößen-Kleider am Ständer. Längst ist sie ein Modestart, und nun bringt sie eben auch eine eigene Kollektion auf den Markt. „Ich liebe Mode – und ich liebe Designer. Karl kann man vor jedes Mikrofon schieben, und es wird eine Sensation, auch wenn er sich

immer selbst widerspricht. Und natürlich liebe ich Jean Paul Gaultier und Marc Jacobs, für die ich auf den Laufsteg durfte.“ Aber muss man wirklich zu all den Kollektionen, die es schon gibt auf der Welt, noch eine hinzufügen? Dazu hat sie die übliche Do-it-yourself-Begründung parat: „Ich werde ja viel eingeladen. Und dann merke ich immer: Ich habe gar nichts anzuziehen. Stella McCartney, die ich sehr mag, ist die einzige, die auch Kleider hat, die mir passen. Außerdem habe ich mir schon immer selbst Klamotten genäht, meine Mutter auch, meine Großmutter ebenfalls. Da war es ganz natürlich.“

Und wieder ein deutsches Wort. Und wieder weiß man nicht so recht, woher es kommt und wem es gilt. Aber es wird schon stimmen: „Verliebt!“

Vermutlich meint sie damit die Arbeit an ihrem neuen Leben. „Ich kann nicht Gitarre spielen, aber ich kann nähen. Ich wünschte, ich könnte ein Instrument spielen.“ Daher macht sie nun eben in Mode. „Und ich will meinen Namen nicht einfach auf Sachen pappen, deren Herstellungsprozess ich nicht selbst überwache. Es soll so ethisch korrekt wie irgend möglich werden.“ Sie muss mit der Mode auch einen Verlust ausgleichen. „Mit Gossip haben

wir aufgehört“, sagt sie sachlich. „Nathan ist weggezogen. Es waren tolle 16 Jahre, in denen wir schöne und wilde Sachen gemacht haben. Nun mache ich erst einmal Mode, und dann mache ich alleine weiter mit Musik.“

Beth Ditto ist nicht so vermessen, ihre politische Mission auch in ihren modischen Entwürfen ausdrücken zu wollen. „Ich mag natürlich das Spiel mit den Geschlechterrollen. Natürlich sind unsere Körper und ihre Chemie unterschiedlich, aber die Unterschiede sind klein. Vielleicht werde ich mal Kaftane für Männer entwerfen.“

Da sie gerade nur ein paar Kilometer von Angela Merkel entfernt ist und sowieso alles politisch ist, schnell noch ein Thema: Flüchtlinge. „Die Welt ist so groß“, ruft sie. „Es gibt Platz für jeden! Was wäre, wenn wir Weißen, wir Christen flüchten müssten, und niemand würde uns reinlassen? In Europa nach dem Krieg und in Amerika während der Weltwirtschaftskrise war es doch auch schwierig, und die Menschen haben es irgendwie geschafft.“

Zeit für ihr vorletztes deutsches Wort: „Tschuss!“ Das allerletzte ist noch komplizierter. Das ZDF kommt herein zum Interview, mit Kamera, Ton und Licht. Und sie ruft begeistert: „Sätt, Di, Äff!“

„In Amerika kann man leichter Neues ausprobieren“

Esther Perbandt hat ein Gastspiel bei der L.A. Fashion Week. In der ersten Reihe: Anjelica Huston und Uschi Obermaier. Auf dem Laufsteg: Vera von Lehndorff. Danach: Fragen an die Berliner Designerin und das Über-Model im Chateau Marmont.

Eine Fashion-Show ist teuer und sicher nicht leicht von der Ferne aus zu organisieren. Wie kam es zu der Entscheidung?

ESTHER PERBANDT: Es wurde mir recht leicht gemacht. Das Goethe-Institut und die Los Angeles Fashion Week haben mir die Reisekosten, den Slot und die Models zur Verfügung gestellt und sogar Sven Helbig eingeflogen, der die Musik komponiert und aufgeführt hat.

Sie machen Ihre Laufstege zur Bühne, singen selbst, engagieren Tänzer und Schauspieler. Was reizt Sie an der Performance?

ESTHER PERBANDT: Ich tausche mich gern mit Musikern, Schauspielern und Künstlern aus, da sie neue Gedanken denken und andere Wörter benutzen. Mit Sven Helbig zu reden erfüllt mich. Wenn er über seine Musik redet, brauche ich kein Abendessen. Und dass Vera auf meiner Show hier aufgetreten ist, hat mir natürlich besonders viel bedeutet.

VERA VON LEHNDORFF: Eigentlich hatte ich schon mit dem Laufsteg abgeschlossen, aber für Esther habe ich eine Ausnahme gemacht. Die Idee kam mir kurzfristig. Ich hätte nie gedacht, dass sie es innerhalb von ein paar Tagen organisieren kann.

ESTHER PERBANDT: Natürlich habe ich alle Hebel in Bewegung gesetzt. Mit ihr L.A. zu erleben ist aufregend. Wir treffen viele

ihrer alten Freunde, manche sind Stars, aber dank Vera begegnen wir ihnen als normale Menschen.

VERA VON LEHNDORFF: Wir haben eine tolle Zeit hier! Ich bewundere, wie Esther Herausforderungen mit einer gewissen Leichtigkeit nimmt. Ich weiß nicht, wie sie das macht, aber bei ihren Schauen schafft sie es, backstage ein Auge auf kleinste Details zu werfen und gleichzeitig entspannt eine mit mir zu rauchen. Sie behält einen klaren Kopf und bleibt sich treu. Amerikaner mögen starke Persönlichkeiten, und Esther ist eine starke Designerin. Sie hat Klasse, eine Qualität, die man nicht erlernen kann.

ESTHER PERBANDT: Fühle mich geehrt, danke. Ich will immer alles hundertprozentig machen und gehe deshalb strukturiert an Dinge heran. Bei der L.A. Fashion Week hatten wir eine richtig schlimme Generalprobe. Wirklich chaotisch, da keiner der Leute, die helfen sollten, einen Plan hatte. Irgendwann war ich so verzweifelt, dass ich ziemlich laut und vielleicht sehr deutsch geschrien habe: „I'm German and I expect some discipline!“ Dann waren sofort alle still, haben zugehört und ihren Job anständig gemacht.

Apropos sehr deutsch: Wegen all der Nazis in zahlreichen Knoffilmen haben Amerikaner



Premiere an der Westküste: Vera von Lehndorff, die 1939 in Königsberg geboren und in den Sechzigern als erstes deutsches Supermodel bekannt wurde, ist in Los Angeles noch einmal über den Laufsteg gegangen. Esther Perbandt (rechts) empfängt sie nach dem Auftritt hinter der Bühne.

Foto Ger Ger

zuweilen noch heute Angst vor den Deutschen. Haben Sie das Gefühl, dass Ihnen selbst – obwohl Sie zwei Generationen später geboren wurden – das Trauma und die Schuld des Zweiten Weltkriegs in den Knochen stecken?

ESTHER PERBANDT: Ja. Ich heiße Esther und meine Schwester Sarah. Wir haben keine jüdischen Wurzeln. Meine Mutter wollte dazu beitragen, dass wieder Frauen mit diesen Namen in Deutschland leben. Unvorstellbar, dass Vera als Kind diese Zeit erlebt hat und dass ihr Vater nach

einem Attentatsversuch auf Hitler hingerichtet wurde.

Es ist interessant, dass ausgerechnet die Sonnenstadt Los Angeles diese Assoziationen hervorbringt. Sie haben Ihre Kollektion auch im Goethe-Institut vorgestellt und sich mit den Gästen unterhalten. Wurde das dort thematisiert?

ESTHER PERBANDT: Ja. Jemand fragte, was ich mit meiner deutschen Geschichte in L.A. repräsentieren will. Darauf ist mir keine Antwort eingefallen. Sicher ist mein



Sie schuf sich ihre Rollen selbst: Vera von Lehndorff vor 50 Jahren mit David Hemmings als Fotograf im Film „Blow Up“ von Michelangelo Antonioni.

FOTO DDP IMAGES

Stil von Berlin geprägt. Ich trage oft Krawatten, Uniformen und meine militärische Mütze. Als ich vor zwei Jahren meine Jubiläumskollektion in der Volksbühne gezeigt habe, gab es ein paar Besprechungen in amerikanischen Zeitungen. Dabei fiel mir zum ersten Mal auf, dass Militär-Looks eine seltsame Anziehungskraft auf Amerikaner ausüben. VERA VON LEHNDORFF: Mode ist Kommunikation. Meist haben Uniformen mit Gewalt, Bedrohung, Vereinheitlichung oder Unterdrückung des Menschlichen zu tun. Vielleicht reizt diese Gefahr insgeheim?

Es muss über das Symbolhafte hinausgehen. Sogar mein Hund misstraut grundsätzlich jedem in Uniform.

VERA VON LEHNDORFF: Das tun viele Tiere! Sie haben ein gutes Gespür für Rangordnungen. Esthers Mütze macht einen schon sehr wichtig, aber bei ihr ist es positiv autoritär. Ich trage sie oft andersherum, wie die Rapper.

Ansonsten sieht man Sie oft mit Tüchern und Kopfschmuck.

VERA VON LEHNDORFF: Dafür, dass wir dem Gesicht eines Menschen so viel Bedeutung beimessen, kümmern wir uns erstaunlich wenig um das Drumherum.

Ich mag alles, was das Gesicht betont und Neugier anregt. Früher habe ich mir oft mein Haar zu Installationen geflochten, gefärbt oder sogar darübergemalt.

Als Model waren Sie für Ihre visionären Konzepte bekannt. Sie haben sich als Kunstfigur Veruschka neu erfunden und das Styling von legendären Fotostrucken beeinflusst.

VERA VON LEHNDORFF: Ja. Deshalb war der Schritt, das Modeln aufzugeben und Künstlerin zu werden, weder überraschend noch so dramatisch, wie er manchmal dargestellt wurde. Mir gefällt, dass ich in Amerika nicht auf meine Rolle in der Mode begrenzt werde, sondern einfach sein kann. Es wird einem leichter gemacht, Neues auszuprobieren, da die Leute weniger in Kategorien denken.

Sie waren damals Teil des sogenannten Youthquake in der Mode, als Models nicht mehr damenhaft stilisiert wurden, sondern plötzlich barfuß in die Luft sprangen. Heute haben auch ältere Frauen wie Sie oder Iris Apfel Kultstatus.

VERA VON LEHNDORFF: Damals ging es auf einmal nicht mehr darum, möglichst schnell erwachsen und vernünftig zu werden. Deshalb wird diese Generation heute auch anders alt. Wir fügen uns nicht

in die Rolle des alten Menschen, ziehen uns nicht alt an und denken auch keine alten Gedanken.

Überrascht es Sie, wie viele junge Leute Sie verehren und nach der Show umringt haben?

VERA VON LEHNDORFF: Die Menschen in Los Angeles wirken tatsächlich sehr berührt von der Begegnung mit mir. Ich kann mir das gar nicht ganz erklären, es muss etwas von meinem Inneren übergestrahlt sein, mit dem die Leute auch so viele Jahre später noch etwas anfangen können. Das bedeutet ja nicht unbedingt, dass man selbst immer gut zurecht kommt im Leben. Seit ich hier angekommen bin, verliere ich alles: mein Portemonnaie, die Brille, Make-up... Ich kann nichts mehr lesen, mich nicht mehr schminken und habe keine Handtasche mehr. Wir haben sie auf einem Rave in Downtown irgendwo liegen lassen.

ESTHER PERBANDT: Meine Version ist, dass Du angekommen bist und losgelassen hast. Du brauchst all diese Sachen gar nicht, um die Tage hier zu genießen.

VERA VON LEHNDORFF: Du hast recht, es fühlt sich leicht an, so ohne Tasche, ohne den Kram, den man sonst immer dabei hat. Vielleicht behalte ich das bei, wie ein Mann: nur das Nötigste dabeizuhaben.

Die Tasche bei einem Rave verloren? Auch wenn das in Los Angeles passiert ist – es klingt typisch „Berlin“. Wie haben Sie sich eigentlich kennengelernt?

VERA VON LEHNDORFF: Kurz nachdem ich 2005 nach Berlin gezogen bin, hat mich eine New Yorker Bekannte auf Esther aufmerksam gemacht.

ESTHER PERBANDT: Ihr seid auf der Premium-Messe vorbeigekommen, und Du hast ein Tanktop mit einem stilisierten Porträt von mir gekauft und eine aus Wäscheknopfen selbstgemachte Kette. Ich habe mich wahnsinnig darüber gefreut. Mein Label war erst anderthalb Jahre alt.

Sie haben sich in einer sehr wechselhaften Ära selbstständig gemacht. Zur Zeit liest man viel über die Probleme und den Umbruch der Modebranche. Beunruhigen Sie diese Artikel?

ESTHER PERBANDT: Ich verfolge das kaum, da ich mich für diesen Weg entschieden habe. Ich habe das Gefühl, dass es mich nicht wirklich betrifft, all diese Saisons und was im Trend liegt. Es geht mehr darum, den Perbandt-Stil weiterzuentwickeln. Ich besitze ja auch kein Imperium, sondern sitze sechs Tage in der Woche in meinem Ladenatelier und bin nebenbei Hausmeister des Gebäudes. Die meisten meiner Kunden kenne ich persönlich.

VERA VON LEHNDORFF: Wir haben heute Sehnsucht nach dem Schöpferischen und Persönlichen. Ich glaube, man interessiert sich weniger dafür, ob etwas nun in oder out ist. Esther trifft unseren Zeitgeist, in dem es auch nicht mehr darum geht, besonders weiblich oder männlich auszusehen, sondern eher zurückgenommen und trotzdem ausdrucksstark zu wirken. Am wichtigsten ist es, dass man eine Beziehung zu seinem Körper und zu der Mode hat, die man trägt. Mit einem interessanten Äußeren kann man Menschen für sich gewinnen.

Die Fragen stellte Esma Dil.



Setzt sich mit seiner Herkunft auseinander: Neo Rauch in seinem Leipziger Atelier in der alten Baumwollspinnerei

SOHN & VATER

In seiner Heimatstadt Aschersleben stellt Neo Rauch Zeichnungen gemeinsam mit Blättern seines Vaters aus. Ein Besuch im Atelier – und eine Vorschau auf nie gezeigte Werke.

Von Rose-Maria Gropp, Foto Daniel Pilar

Der Weg hinauf zum Atelier von Neo Rauch führt über viele Treppenstufen. Es liegt ganz oben in einem Backsteinbau der ehemaligen Leipziger Baumwollspinnerei. Bis 1989 wurde hier, im Stadtteil Lindenu, Baumwolle verarbeitet, seither ist sie ein Refugium für Künstler und Kunststudenten, Läden für Künstlerbedarf und Galerien. Die holprigen Pflastersteine des riesigen Areals sind geblieben, nichts ist aufgehübscht, auch im Atelierhaus nicht, wo Neo Rauch arbeitet, Tür an Tür mit seiner Frau, der Malerin Rosa Loy.

Künstlerateliers sind Orte voller Geheimnisse, voller Wunder. Sie bergen, was nicht zu sehen ist oder jedenfalls noch nicht. Neo Rauchs Atelier ist groß, das Tageslicht fällt durch große Fenster hinein. Das ist gut für die wuchernden Philodendren und ihresgleichen. Wer sie pflegt? Er selbst, sagt der Künstler. Die üppige Begrünung hält Abstand zu den Gemälden, von denen ihn gerade mehrere gleichzeitig beschäftigen. Fünf oder sechs sind es bestimmt, in verschiedenen Aggregatzuständen. Die Frage, ob ein bestimmtes davon fertig ist, klingt hilflos; eigentlich könnten sie alle fertig sein. Ja, sagt er vor dem einen oder einem anderen, das ist fertig, jetzt. Aber vollkommen wird es ja nie sein. Und wenn er weiter daran arbeite, würde er womöglich Spuren wieder verbergen, die ihm doch wichtig sind.

Um eine Spurensuche geht es auch jetzt. Neo Rauch bereitet die Ausstellung für seine Grafikstiftung in Aschersleben vor. In der kleinen Stadt 100 Kilometer nordwestlich von Leipzig wuchs er auf, bei den Großeltern. Seine Eltern hat er nie gekannt. Sie kamen am 15. Mai 1960 bei einem Zugunglück in Leipzig ums Leben. Ihr Sohn Neo, am 18. April 1960 in Leipzig geboren, war gerade vier Wochen alt. Die Ausstellung, die am 21. Mai eröffnet, heißt „Hanno & Neo Rauch. Vater und Sohn“.

Sein Vater Hanno und seine Mutter Helga waren Kunststudenten. Sein Vater war 21, die Mutter 19 Jahre alt, als sie ums Leben kamen. Es war eine schreckliche Katastrophe: Zwei Züge stießen zwischen Leipzig-Mockau und dem Hauptbahnhof zusammen. Es war einer der schlimmsten Unfälle der Reichsbahn in der DDR, mit 54 Toten und 240 Verletzten. Der Fahrdislenleiter, sein Helfer sowie die Signal- und Weichenwärter wurden zu Gefängnisstrafen verurteilt.

An der hinteren Wand in Neo Rauchs Atelier sind zwei Gemälde mit Klebeband befestigt, die er für die Ausstellung in Aschersleben eigens geschaffen hat. Das Bild links misst gut 2,4 mal zwei Meter; es heißt „Stellwerk II“. Das Bild rechts ist drei mal 2,5 Meter groß, der Titel lautet „Hüter der Nacht“. „Stellwerk II“, das Titelbild dieses Magazins, ist ein Schlüsselwerk. Die beiden stehenden Gestalten darauf tragen die Züge der verstorbenen Eltern, sagt Neo Rauch. Der Vater hält einen kindkleinen Erwachsenen in den Armen, der ihm zwei Finger seiner rech-



„Das Rattenhafte“, 2016, 29,7 mal 21 Zentimeter, Tusche in Sepia, Bleistift auf Papier



„Kometen“



„Box“



„Der Schwanz“



„Übergang“

SOHN & VATER

ten Hand dort auf den Pullover legt, wo das Herz schlägt, einer Schwurhand gleich. Zuerst sei er das selbst gewesen, sagt Neo Rauch, aber das missfiel ihm dann. Einen Mann in dieser eigentlich klassisch mütterlichen Haltung hat er schon einmal gemalt, 2007, für die Ausstellung im Metropolitan Museum; das Bild heißt „Vater“. Auch dort schmiegte sich eine kleine männliche Figur in die Arme eines jungen Mannes, der sie zu wiegen scheint.

Über manche Details auf „Stellwerk II“ spricht Neo Rauch, der seine Bilder fast nie erläutert, offen. Da ist der Vorhang aus seinem Kinderzimmer in Aschersleben, mit dem typischen Fünfziger-Jahre-Stoffmuster. Die geisterhaft verzerrte Figur im Hintergrund, zwischen dem Paar mit dem Kindmann, ist der Stellwerkbediener, sagt er. Und dann noch, dass von Max Beckmann doch der Ausdruck stamme, das Schicksal komme eben manchmal in Gestalt eines Liftboys. Der Liftboy ist auf Beckmanns Triptychon „Versuchung“ von 1936/37 zu sehen. Dort tritt er mit scharfem Schritt vom Rand der rechten Tafel ins Bild, auf seinem Tablett trägt er eine Krone, zu seinen Füßen kauert eine seltsame Gestalt. In einer Notiz von Beckmanns Sohn Peter aus dem Jahr 1937 zu einem Gespräch mit seinem Vater über „Versuchung“ heißt es: „Blicke noch der Liftboy ganz rechts. Beckmann sagte: ‚Manchmal tritt das Schicksal in Gestalt eines Liftboys auf.‘ Der Liftboy präsentiert auf einem Teller die Krone des Lebens und hat den Kriechenden an der Kandare.“

Das hat Neo Rauch wohl gemeint. Auf seinem Gemälde balanciert die Schreckensgestalt zwischen Mutter und Vater mit zwei Händen auf einem brüchigen Porzellan-gefäß. Ihre gespreizten Finger erinnern an die spitzen Zacken einer Krone. Die Zerbrechlichkeit der Existenz hat auch hier ein Symbol gefunden, in Neo Rauchs enigmatischer Bildwelt. Max Beckmanns Liftboy arbeitete mit am Ungeist des Stellwerkbedieners.

Beide Bilder, „Stellwerk II“ und das ebenso geheimnisvolle „Hüter der Nacht“ mit einer beinahe Heiligen Familie, sind auf Baumwollpapier gemalt, das in Amerika hergestellt wird. Auf diesem Papier kann man, anders als auf Leinwand, noch einmal Farbe wegwischen, sagt Neo Rauch. Für seine großformatigen Bilder arbeitet er oft mit diesem Papier. Es passt zu den Traum-Wirklichkeiten, die sich auch ständig überlagern und neu formieren bei ihrer Wiederkehr, bei ihrem Weg auf den Malgrund.

Hanno Rauch wurde 1939 in Gera geboren. Auch Neo Rauch heißt mit zweitem Vornamen Hanno. Wie es dem Vater gelang, auf dem Ständesamt als ersten Namen „Neo“ durchzusetzen, erstaut ihn selbst. Die Mutter Helga kam 1941 in Aschersleben zur Welt. Ihre Mutter, Neo Rauchs

Großmutter, war Hausfrau, der Großvater Hauptbuchhalter. Sie wohnten in einem Neubaugebiet, zu jener Zeit durchaus erstrebenswert, nicht in der Altstadt. An jenem 15. Mai 1960 waren die Eltern gemeinsam in Leipzig. Sie sprangen noch auf den fahrenden Zug auf, um ihn nicht zu verpassen für die Rückfahrt nach Aschersleben. Das Baby war bei den Großeltern geblieben. Als die Eltern starben, war die Großmutter gerade 39 Jahre alt.

Dass sein Vater, der 1959 noch am Anfang stand, in die Malerei gegangen wäre, da ist sich Neo Rauch sicher. Hanno Rauch studierte an der Hochschule für Graphik und Buchkunst (HGB) in Leipzig, einer seiner Kommilitonen war der Maler Hartwig Ebersbach. Erst Bernhard Heisig hatte 1954 als Dozent die Malerei an die HGB gebracht. Dort wird sich später, 1981, auch Neo Rauch einschreiben, zunächst bei Arno Rink. Von 1986 bis 1990 war er dann Meisterschüler von Heisig. Es war keine glückliche Verbindung. Heisig fand, dass Rauch sich von ihm entfernt habe, während der junge Maler sich ihm nahe sah. Heisig brach seine Meisterschülerschaft praktisch ab, sie blieb aber nominell bestehen. Schließlich gab es damals 500 Ostmark für dieses Lehrer-Schüler-Verhältnis – auch für den Schüler, ergänzt Neo Rauch lächelnd.

Seine Eltern lernten sich kennen, als sie von 1957 bis 1959 an der Arbeiter- und Bauernfakultät in Dresden eingeschrieben waren, wo ein obligatorisches Vorstudium für alle Fächer stattfand. Hanno Rauch immatrikulierte sich danach in Leipzig an der HGB, einer der ältesten staatlichen Kunsthochschulen. In seiner kurzen Zeit dort entstanden die Arbeiten, die von ihm erhalten sind. Von der Mutter gibt es keine erhaltenen Arbeiten. Neo Rauch weiß nur, dass sie mehr zur Schriftgestaltung neigte.

Es war ihm immer klar, sagt Neo Rauch, dass er Maler werden würde. Er kannte die Blätter des Vaters seit seiner Kindheit, er ist mit ihnen aufgewachsen. Jetzt liegen sie gesammelt in einer Mappe in seinem Atelier. Arbeiten seines Vaters hingen in der Wohnung der Großeltern, und in seinem Kinderzimmer wachte ein prächtiger Affe auf einer Kreidezeichnung des Vaters; das Blatt in der Mappe trägt die Spuren der Reißnägel. Die Großeltern förderten ihn in seinem Wunsch, der kleine Neo bekam Zeichenunterricht. Seine Kindheit und Jugend waren behütet. Aschersleben, wo er auch auf die Oberschule ging, war natürlich ein bisschen klein. Aber die Eltern waren da: Es wurde ihm „feinstofflich eingearbeitet“, sagt er, dass es sie gibt. Die Großmutter war für ihn „Mutter“. Sie war es auch, die verhindert hatte, dass das elternlose Baby in ein Heim kam.

Die Zeichnungen und Grafiken in der Mappe des Vaters sind nicht geordnet. Manche Drucke gibt es in



„Träger“



„Stromer“

ZEICHNUNGEN: NEO RAUCH; COURTESY: GALERIE EBERSBACH; FOTOS: NEU VORLONDON; ALLE BILDER: NEO RAUCH; FOTOS: UWE WALTER; BERLIN, VO: BILD-KUNST, 2016



„Rondo“



„Die Bitte“

SOHN & VATER

zwei, drei Abzügen, vielleicht auch Druckzuständen. Es sind Zeugnisse eines hochbegabten Künstlers, der unvollendet blieb. Darunter sind Fingerübungen, denen die Anlehnung an Vorbilder anzusehen ist, an Heinrich Zille, George Grosz oder Adolph Menzel. In Leipzig, sagt der Sohn, wurde „gemenzelt“. Auch an Expressionisten lässt sich denken oder an Christian Rohlf's, an Picasso und sogar an Frankreichs damaligen Malerstar Bernard Buffet. Zu den Aufgaben der Studenten gehörten Studien vor Ort, Schienenleger bei ihrem schweren Geschäft oder Arbeiter in der Industrielandschaft.

Schwer zu sagen, wohin Hanno Rauch seine Kunst geführt hätte. Das weiß auch Neo Rauch nicht. Ende der fünfziger Jahre sollten die „Kunstschaffenden“ der DDR in den Aufbau des Sozialismus eingebunden werden. „Bitterfelder Weg“ heißt das Stichwort der sozialistischen Kulturpolitik. Der Expressionismus galt den Funktionären als „Formalismus“. Womöglich hätte Hanno Rauch seine Begabung gar nicht entfalten können. Doch beim Betrachten jetzt rufen die Züge, die er immer wieder zeichnete, auf Gleisen, die in einem Bogen dem Horizont zulaufen, das Schicksal vor Augen, das die jungen Eltern kurze Zeit später ereilen wird.

In den frühen Arbeiten des Vaters findet man den Sohn wieder. Nicht in dessen ausgeprägtem Stil, eher in der atmosphärischen Verdichtung, in melancholischen Landschaften oder kargen Gebäuden. Warum aber macht er jetzt gemeinsame Sache mit dem Vater? Auch dazu erfindet Neo Rauch keine Logik. Vielleicht wäre es vorher für ihn, den Sohn, nicht möglich gewesen, die unterirdischen Verbindungen offenzulegen. Neo Rauch legt Wurzeln frei, die in einem anderen Leben nie Grund fassen, in seiner Kunst aber fruchtbar werden durften. Die Schöpfungen des Sohns sind Notate eines Innenlebens, das nicht in griffigen Formeln aufgeht.

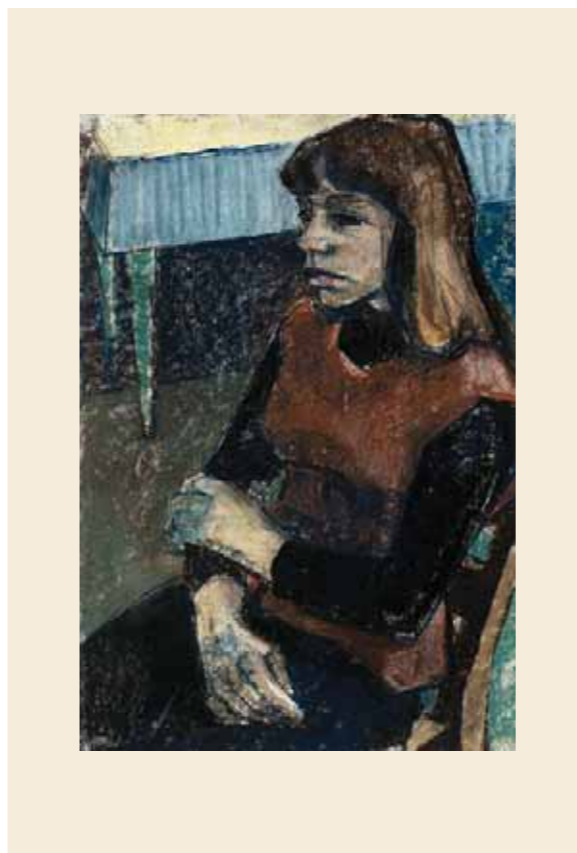
Erst spät, da war er schon berühmt, gab er selbst Zeichnungen an die Öffentlichkeit. Lange bezeichnete er sie als „Beifang“. Dabei sind die großformatigen Bilder in ihnen aufgehoben. Für die Ausstellung mit dem Vater entstanden eigens 25 Zeichnungen, alle in diesem Jahr, alle im gleichen Format, mit Tusche in Sepia und Bleistift; neun der bislang unveröffentlichten Blätter zeigen wir hier.

Das Sepia verweist, vielleicht, auf die Anmutung alter Fotografien oder Rückblenden in Filmen, wenn Realität und Erinnerung ineinander fließen. Jedes der Blätter hat einen Titel, den er vielen früheren Zeichnungen nicht gönnte, anders als den Gemälden. Heute bedauert er das ein wenig, sagt Neo Rauch, fügen doch Titel dem Kunstwerk eine weitere Sinnenebene hinzu, die den Betrachter tiefer hineinzieht. Natürlich erzählt sein Zyklus keine Geschichte, doch es hält ihn etwas im Innersten zusammen.

So dreht sich auf „Rondo“ ein Karussell, es ist Jahrmarkt, kein fröhlicher, davor geschieht Ungemach, das Leben dreht sich weiter, die Musik erklingt in Moll. Dahinter ragt ein Bau mit einem Kreuz an seiner Stirnseite hervor, eine karge Kirche vielleicht. „Übergang“ heißt ein anderes Blatt, markiert von einem Andreaskreuz, an dem der Apostel den Märtyrertod starb, an Bahnübergängen steht es als Warnkreuz. Vom linken Rand tritt eine Schattengestalt mit Zylinderhut eilends ins Bild. Von rechts trat bei Max Beckmann der stramme Liftboy auf. Jede dieser Zeichnungen verbirgt ihren Sinn, birgt ihr Geheimnis. Vereindeutigungen müssen immer fadenscheinig bleiben. Die Zeichen sind an eine andere Wand geschrieben.

Die unvollendete Begabung Hanno Rauchs lebt im Sohn. Neo Hanno, der neue Hanno, hat sie angenommen und in die Wirklichkeit seiner Bildwelten überführt. „Hanno & Neo Rauch“ ist ein Dialog zwischen Vater und Sohn, der nie mit Worten stattfinden durfte. Nun geschieht die Zwiesprache in Bildern, für alle Betrachter sichtbar am Ort der Kindheit, wo er die Stiftung eingerichtet hat, die sein graphisches Werk dokumentiert. Aus Dankbarkeit hat das Neo Rauch getan, für seine Heimatstadt und für seine Großeltern. Aschersleben hilft ihm dabei, und seit der Eröffnung vor vier Jahren kommen Besucher von überallher in die schöne alte Stadt.

Die Ausstellung „Hanno & Neo Rauch. Vater und Sohn“ eröffnet am 21. Mai mit der Vernissage in der Grafikstiftung Neo Rauch in Aschersleben, im Riegelbau im Bestehornpark. Sie ist zu sehen bis zum 30. April 2017.



ZEICHNUNGEN HANNO RAUCH (BINGED RAUCH), FOTO UWE WALTER, BERLIN



AUS HANNO RAUCHS MAPPE

Vom 21. Mai an werden erstmals einige der Blätter, die sein Vater hinterlassen hat, in Neo Rauchs Grafikstiftung in Aschersleben zu sehen sein. Die Arbeiten lagen bisher im Atelier des Sohns in einer Mappe. Die sechs Werke Hanno Rauchs auf dieser Seite stammen aus seiner kurzen Zeit an der Hochschule für Graphik und Buchkunst in Leipzig. Sie zeigen das Talent des Künstlers, dessen Entfaltung sein früher Tod verhinderte. Die meisten sind nicht datiert und signiert; sie entstanden wohl 1959. Der Affe hing in Neo Rauchs Kinderzimmer bei den Großeltern, als ständiger Begleiter. Die junge Frau in Pastell ist seine Mutter Helga. Auch das Selbstporträt, das Gesicht eines ernsten, suchenden jungen Mannes, zeugt von den Möglichkeiten, die in Hanno Rauch schlummerten. Immer wieder hat er Menschen im Alltag gezeichnet, wie den Mann mit der Mütze in kühlem Realismus, häufig auch Industrielandschaften. Das waren Aufgaben, die den Studenten damals gestellt wurden, erklärt Neo Rauch. Und immer wieder sind da Gleise und Bahnhöfe zu sehen, wie auf dem Holzschnitt als Übung in expressionistischer Manier, Züge und Schienen, die sich in einer Biegung am Horizont verlieren. (rmg)



Fünf. Vier. Drei. Zwei. Eins. Los.“ Die Frau im Flügelanzug springt. Gewaltiges Rauschen setzt ein, während sie an einer steilen Felsflanke entlang in die Tiefe fliegt, vor schneebedeckten Bergen. Dank der Helmkamera schießen wir mit ihr hinab, dann wechselt die Perspektive, wir schauen ihr ins Gesicht, im Hintergrund erscheint die Silhouette des Matterhorns. Es folgt eine kurze Totale, in der ein winziger weißer Punkt rasend schnell vom Himmel fällt, dann sind wir wieder bei der Springerin. Sie zieht den Fallschirm, ein kurzer Ruck, sie schwebt zu Boden. Kurz darauf landet ihr Partner, die beiden lachen, jubeln, wälzen sich im Schnee.

Das pure Glück. Oder: der pure Irrsinn?

Man kann sich die Sache leicht machen und sagen: völlig verrückt, was Menschen wie Geraldine Fasnacht machen. Wie in dem Video, das den ersten Basejump vom Matterhorn zeigt, vor zwei Jahren, durch sie und ihren Partner Julien Meyer. Oder wie in den Snowboard-Filmen, die es von Geraldine Fasnacht gibt – sie ist auch eine der besten Freeride-Snowboarderinnen der Welt.

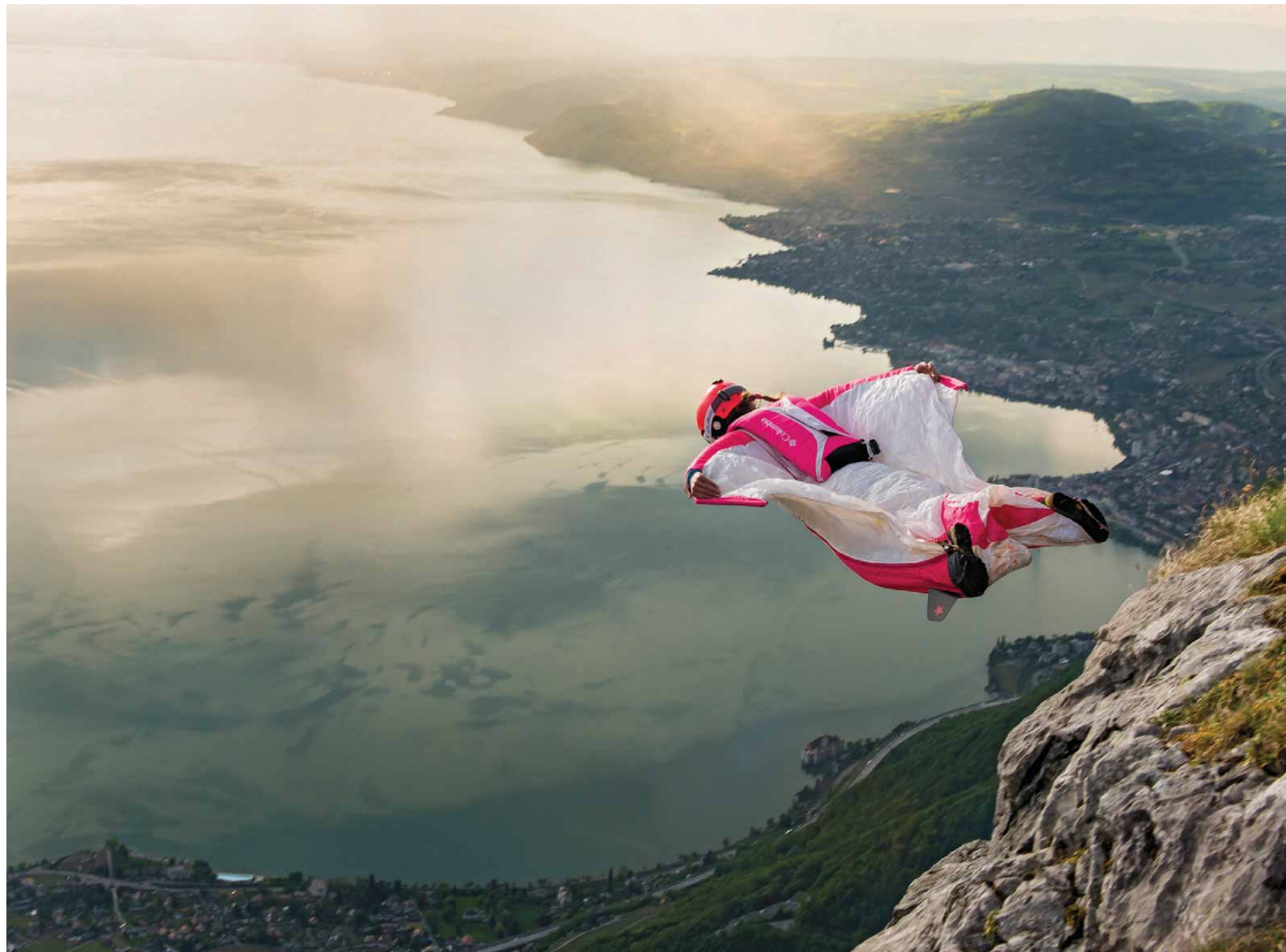
Immer wieder schrecken Nachrichten von tödlichen Extremsport-Unfällen die Öffentlichkeit auf, nicht nur in der Hochrisikobranchen Basejumping. Vor wenigen Wochen kam die 21 Jahre alte Schweizer Freeride-Weltmeisterin Estelle Balet bei Snowboard-Dreharbeiten im Unterwallis in einer Lawine ums Leben. Es war kein außergewöhnlich gefährlicher Hang, es waren keine außergewöhnlich risikoreichen Verhältnisse, und doch löste sich eine Lawine, die Estelle Balet einen Kilometer in die Tiefe riss. Geraldine Fasnacht war jahrelang ihre Mentorin gewesen, ihr Coach, ihre Freundin. Sie war bei den Dreharbeiten dabei gewesen und vor Estelle Balet in dem Hang abgefahren.

Extremsport kann faszinierend sein. Und er kann brutal sein. Geraldine Fasnacht hat das immer wieder erfahren. In kaum einem anderen Sport liegen diese Pole so eng beisammen wie beim Base-Springen – einem Akronym für das Fallschirmspringen nicht von einem Flugzeug aus, sondern von einem festen Objekt: einem Gebäude (building), einem Sendemast (antenna), einer Brücke (span), Bergen oder Klippen (earth). Es ist ein junger und ein gefährlicher Sport, vor allem, weil der freie Fall oft nur Sekunden dauern darf, ehe der Schirm gezogen werden muss. Alles passiert irrsinnig schnell, irrsinnig intensiv. In Sekundenbruchteilen fällen Springer Entscheidungen, die Leben oder Tod bedeuten können. Jede Bewegung muss sitzen. Jeder kleinste Fehler kann fatal sein.

Allein im Lauterbrunnental im Berner Oberland, einem Hotspot der Basejumping-Szene, kamen bereits mehr als 40 Springer ums Leben. Die Gesamtzahl der Todesopfer wird mit mehr als 270 angegeben, bei einer geschätzten Zahl von 3000 bis 4000 Springern auf der Welt. Oft gilt menschliches Versagen als Unglücksursache, vor allem seit der Verbreitung der Wingsuits, der Flügelanzüge, mit breiten Stoffbahnen zwischen Armen und Beinen, die eine längere Gleitphase in der Luft ermöglichen. Der Amerikaner Dean Potter flog damit bei einem Sprung vom Eiger (3970 Meter) fast 6,5 Kilometer weit, 2:50 Minuten lang. Doch die Wingsuits verführen auch viele dazu, die eigenen Möglichkeiten zu über- und die Gefahren zu unterschätzen. Mit verheerenden Folgen.

Manche Unglücke sind selbst für Insider unerklärlich – und deshalb um so erschreckender. Im November 2009 kam der Schweizer Ueli Gegenschatz bei einem Base-Sprung ums Leben, eine feste Größe der Extremsportszene, ein Mann, der für seine immense Erfahrung, sein Wissen, sein Sicherheitsstreben bekannt war. Im August 2013 verunglückte der Brite Mark Sutton bei einem Wingsuitflug tödlich, ein Jahr nur, nachdem er bei der Olympia-Eröffnungsfeier in London vom Hubschrauber aus als James-Bond-Double ins Stadion gesprungen war, unter

Flug-Zeug: Die Basejumperin Geraldine Fasnacht erfüllt sich mit ihren Flügen einen alten Traum.



SPRINGING TIME

Extremsport kann faszinierend sein und brutal. Basejumperin Geraldine Fasnacht hat beides erlebt.

Von Bernd Steinle

SPRING TIME



Abgehoben: Geraldine Fasnacht beim Basejump vom 4478 Meter hohen Matterhorn

dem Jubel Zigtausender. Und im Mai 2015 starb die Outdoor-Ikone Dean Potter bei einem Wingsuitflug mit Graham Hunt im Yosemite National Park in Kalifornien. Die Auswertung der Helmkameras legte nahe, dass Hunt einen Felsvorsprung touchiert hatte und ins Trudeln kam. Potter wich aus und prallte gegen die gegenüberliegende Felsseite. Potter war ein Freigeist, ein Idol, unter anderem hatte er 2010 mit Sean Leary einen Speedrekord an der Kletterroute The Nose am El Capitan im Yosemite Park aufgestellt. Leary kam 14 Monate später im Zion National Park ums Leben – bei einem Wingsuit-Unfall.

Also doch: verrückt das alles? Wenn selbst die Besten dieses Sports tödlich verunglücken – wie kann man diesen Sport da guten Gewissens weiter betreiben? Ihn sogar weiterentwickeln, ihm neue Perspektiven eröffnen, wie die Schweizerin Geraldine Fasnacht das tut?

Es liegt nahe, Basejumping als Beschäftigung hemmungsloser Adrenalinjunkies abzutun, die bereitwillig ihr Leben aufs Spiel setzen, um einen besonderen Kitzel zu spüren. Das Problem dabei ist: Je mehr man über Geraldine Fasnacht erfährt, desto unwahrscheinlicher ist es, dass diese Frau irgendwelche verrückten Aktionen startet, unkalkulierbare Risiken eingeht oder mit ihrem Leben spielt. Ihre Geschichte legt vielmehr zweierlei nahe. Erstens: Extremsportler bewegen sich in einer eigenen Welt, in die Außenstehende meist nur wenig Einblick haben – zu wenig jedenfalls, um sich ein vollständiges Bild davon machen zu können. Und zweitens: Die 35 Jahre alte Geraldine Fasnacht hat die Regeln dieser Welt so verinnerlicht wie kaum jemand sonst.

Mit zwei Jahren lernte sie Skifahren, mit acht stand sie auf dem Snowboard. Ihre Eltern hatten ein Apartment im Walliser Wintersportort Verbier, die Berge waren ihre Schule, „Verbier war mein Spielplatz“. Mit 15 sah Geraldine Fasnacht zum ersten Mal das Verbier Xtreme, den legendären Freeride-Wettbewerb, der die steile Wand des Bec des Rosses hinabführt, ein Einladungswettkampf für die besten Fahrer der Welt. Dort wollte sie hin. Nach Siegen bei kleineren Wettkämpfen war es im März 2002 so weit: Geraldine Fasnacht durfte erstmals beim Xtreme starten. Und sie gewann. Mit 21 Jahren. Als jüngste Siegerin. „Ich war so glücklich wie nie zuvor.“ Sieben weitere Male war sie dabei, dreimal stand sie insgesamt ganz oben.

Mit 18 kam die Leidenschaft für ein anderes Element dazu – das Fallschirmspringen. Nach mehr als 300 Sprüngen wagte sie sich an den ersten Basejump, seit 2001 springt sie auch mit dem Wingsuit. Fliegen können wie ein Vogel, das war schon als Kind ihr Traum, auch wenn ihr Lehrer sie damals nur mitleidig belächelte. Heute zeichnet Geraldine Fasnacht im Winter Spuren in den Schnee und im Sommer Linien in die Luft. Für sie ist es die perfekte Kombination: Beides erfordert volle Konzentration, auf die Linie, die exakte Abfolge der Bewegungen.

Das sie mit dem Sport mal Geld verdienen würde, hätte sie anfangs nicht erwartet. Sie jobbte erst bei der Swissair am Genfer Flughafen, bis 2001, als ihr klar wurde: Wollte sie sich ernsthaft auf ihr großes Ziel, die erste Xtreme-Teilnahme, vorbereiten, dann raubte ihr die Vollzeitstelle zu viel Trainingszeit. Sie fragte nach einer dreimonatigen Auszeit, und als der Arbeitgeber ablehnte,

„bin ich gegangen“. Sie fand einen Halbtagsjob in einem Reisebüro in Verbier, konnte fortan vormittags trainieren und nachmittags Geld verdienen. „Danach“, sagt Geraldine Fasnacht, „hat sich mein Leben radikal geändert“.

Eigentlich wollte sie nach dem Sieg beim Verbier Xtreme 2002 zurück in den Job, das war der Plan. Dann aber kamen die ersten Sponsoren – und Geraldine Fasnacht schlug ein. Zurückgehen konnte sie ja auch noch ein Jahr später. Im Jahr darauf lief es genauso. Jahr für Jahr schob sie so die geplante Rückkehr auf, und irgendwann, sagt Geraldine Fasnacht, „habe ich dann ganz aufgehört“. Sie wurde Profisportlerin. Seither führten sie Reisen in die Antarktis und an den Nordpol, nach Iran und Mali, nach Kaschmir und Baffin Island. Mit dem Board, dem Schirm oder mit beidem. Zudem hält sie Vorträge und Seminare, zu Themen wie Teamgeist oder Risikomanagement.

„Die Berge sind eine gute Schule“, sagt Geraldine Fasnacht. „Wenn du dir dort zu sicher bist, bist du schon so gut wie tot.“ Immer wieder gelte es zu fragen: Ist es das richtige Projekt, am richtigen Tag, bei den richtigen

Bedingungen? Wie beim ersten Base-Sprung vom Matterhorn. 2009 war sie dort mit dem Snowboard über die Ostseite abgefahren, seither hegte sie den Traum, einmal mit dem Wingsuit vom Gipfel zu fliegen. Auch wenn das damals wenig realistisch war. Tatsächlich dauerte es Jahre, bis es so weit war. Erst der technische Fortschritt eröffnete ihr die Chance – vor allem dank besserer Flügelnetze, die eine längere Gleitphase ermöglichen. Vom Flugzeug aus erkundete Geraldine Fasnacht, selbst Pilotin, die besten Spots für einen Sprung. Sie trainierte auf Bergen, die dem Matterhorn ähnelten, um ein Gespür für den Flug zu bekommen. Am 7. Juni 2014 stieg sie über den Hörnligrat auf. Zwei Bergführer begleiteten sie, schließlich bestand eine 50-Prozent-Chance, dass sie auch wieder zu Fuß würde absteigen müssen. Sie brauchten acht Stunden bis zum Gipfel und weitere zwei, um die beste Startposition auszuspähen. Dann war der Moment gekommen. Geraldine Fasnacht sprang. Und flog die Ostflanke des Matterhorns hinab. Etwa zwei Minuten dauerte der Flug. Das Video ist atemberaubend.

Was das Video nicht zeigt, ist der Aufwand, der hinter diesen zwei Minuten steckt. Das Training, die technische Expertise, das fliegerische Können, die Erfahrung von Tausenden Sprüngen, die akribische Vorbereitung. Die senkrechte Fallhöhe, die ein Springer von einem bestimmten Punkt aus für den Flug zur Verfügung hat, wird inzwischen per Laser vermessen. Geraldine Fasnacht trainiert auch in einem Windkanal in Sion, um neue Elemente zu testen, um Erfahrung zu sammeln. An Bergen, die sie gut kennt, ermittelt sie Daten, wie sich thermische Gegebenheiten im Tagesverlauf verändern, und das so hartnäckig, „dass die Leute manchmal schon denken, ich bin verrückt, weil ich hier den ganzen Tag rumhänge“. Sie versucht, alle Faktoren einzubeziehen, die eine Rolle spielen könnten. Hat sie vor dem Sprung den geringsten Zweifel, steigt sie zu Fuß ab, egal wie lang sie hochgestiegen ist. „Gefährlich wird es erst“, sagt sie, „wenn du das Gefühl hast, du weißt schon alles. Wenn du nicht mehr die richtigen Fragen stellst, dich nicht mehr in Frage stellst.“

Wirklich kritisch ist es für sie bisher nur einmal geworden: als sie mit dem Schirm ins Trudeln kam und eine harte Landung folgte. Sie hat ihre Lehren daraus gezogen. „Ich habe viele Unfälle gesehen in meinem Leben“, sagt sie. „Es ist wichtiger, später noch Spaß haben zu können, als unbedingt an diesem einen Tag diesen einen Sprung zu machen. Dafür ist das Leben zu schade.“

Geraldine Fasnacht weiß: Das Restrisiko ist immer da, trotz aller Sicherheitsvorkehrungen. 2006 kam ihr Ehemann beim Speedriding ums Leben, einer Kombination von Gleitschirmfliegen und Skifahren, als er gegen eine Felswand prallte, vor ihren Augen. Trotzdem ist sie nach einer längeren Pause zurückgekehrt zum Extremsport. Weil das ihr Leben ist, ihre Leidenschaft. Weil es das ist, was sie glücklich macht.

Und auch, weil sie sich in den Bergen sicherer fühlt als in der Stadt. In den Bergen ist sie für sich selbst verantwortlich. In der Stadt kann sie nicht beeinflussen, was andere tun. Auch das hat Geraldine Fasnacht auf brutale Weise erfahren. Ihr Bruder ist mit acht Jahren bei einem Verkehrsunfall gestorben.



Freie Fahrt: In Verbier ist die Snowboarderin zu Hause.



Das Auge fliegt mit: Die Helmkamera lässt alle Welt teilhaben.



RUG STAR
by J. Dahlmans



1. Pinheiros: In dem angesagten Stadtteil gibt es genug Cafés, die Fahrräder zum Verleih anbieten.



2. Rua Artur de Azevedo: Es kann losgehen. Die Stadttour beginnt auf einem richtigen Fahrradweg, 385 Kilometer gibt es davon in São Paulo.



3. Der Fahrradweg endet im Nichts, vor einer achtspurigen Hauptstraße.



4. 300 Meter weiter: Als Radfahrer ist man jetzt wieder sicher, zumindest für eine kurze Strecke.



5. Verkehrsbehinderung: Auf dem Gehsteig versperrt ein Wagen mit Kokosnüssen die Weiterfahrt.



6. Avenida Paulista: In der Mitte einer der Hauptverkehrsadern gibt es sogar einen Fahrradweg.



7. Zwischenstopp: Das Fahrradparkhaus ist kostenlos, hier gibt es auch Luftpumpen.



8. Rua Itápolis: Endlich geht es bergab. Da kann auch der Paulistaner Radfahrer mal nach vorne schauen. Käme nur nicht bald die Schnellstraße Minhocão.

In besonders poetischen Verkehrsprognosen werden überfüllte Straßen mit Blechlawinen verglichen. Aber für die Rush Hour von São Paulo wäre diese Metapher noch zu schnell. Aus meiner Wohnung im 22. Stockwerk ähnelt der Verkehr eher der Bewegung von Gletschern: Es geht so langsam voran, dass man es kaum mit bloßem Auge erkennt. Die Autos schieben sich zentimeterweise durch die Schluchten der Hochhäuser. Eine Dächermasse, die in der Sonne glänzt wie Eis, aber keineswegs so still anmutet, sondern hupt und flucht und knattert und faucht.

São Paulo ist die größte Stadt Südamerikas und berüchtigt verstopft. Mehr als 21 Millionen Menschen wohnen im Großraum. Die Stadt allein hat mehr als elf Millionen Einwohner und über acht Millionen Fahrzeuge – viel mehr, als die Infrastruktur verträgt. Rechnet man alle Strecken zusammen, auf denen sich abends der Feierabendverkehr staut, kommt man im Schnitt auf 109 Kilometer. Für viele Paulistaner ist der Stau so normal, dass sie im Auto DVDs schauen oder sich rasieren. Die Superreichen überfliegen den Verkehrskollaps. Nur in New York gibt es mehr Hubschrauber als in São Paulo.

Heute, an einem Sonntagmittag, sind die Straßen längst nicht so überfüllt. Die Stadtbewohner kommen erst abends von ihren Wochenendtrips zurück. Trotzdem würde jetzt wohl niemand gern in einem Auto sitzen: Es ist März, Sommer in São Paulo, 27 Grad. Vor den Cafés des Stadtteils Pinheiros stoßen die ersten schon mit Bier und Caipirinhas an. Familien schlendern mit Pastéis in der Hand: frittierten gefüllten Teigtaschen. Ich schiebe mein Rad auf den Fahrradweg an der Rua Artur de Azevedo und trete los.

Fahrräder, so die Hoffnung, könnten die chronische Verstopfung São Paulos

lindern. Die Stadtregierung hat in den vergangenen zwei Jahren 320 Kilometer neue Fahrradwege gebaut – insgesamt gibt es jetzt 385 Kilometer. Sonntags werden zusätzlich 120 Kilometer Straße für Fahrräder abgesperrt – bezahlt von der Bank Bradesco. Der Konkurrent Itaú spendierte mehr als 200 Stationen mit Leihrädern, die man für eine Stunde gratis benutzen kann. Es gibt kostenlose Fahrradparkhäuser und Bike Anjos – „Fahradengel“, die Anfängern helfen. Kaum eine andere Metropole strampelt sich so ab. Vor allem junge Menschen sind dabei. In angesagten Vierteln wie Pinheiros gibt es nun Fahrradcafés, in denen tätowierte Männer die Gangschaltung reparieren und einen Cold-Drip servieren. Außerdem sind Food-Bikes der letzte Schrei: Minicafés auf zwei Rädern, die Burger oder Desserts in Einweggläsern verkaufen.

Die Fahrradwege von Pinheiros sind auch ein Laufsteg: Bärtige Fixie-Fahrer kommen mir entgegen, Frauen in Vintagekleidern auf Hollandrädern. Solange ich nicht nach oben gucke, zu den Hochhäusern mit 15 oder 20 Stockwerken, wirkt São Paulo vom Fahrrad aus fast gemütlich. Der warme Wind, der ins Gesicht bläst, riecht nach dem Grillfleisch der Imbisse. Bäume ziehen vorbei, ab und an sogar eine Palme. Diese Stadt ist kein grauer Moloch, auch wenn die meisten Menschen São Paulo durch die Frontscheibe sehen, durch die man nicht viel erkennt außer Asphalt und der Stoßstange des Vordermanns.

Als der Fahrradweg an einer achtspurigen Hauptverkehrsstraße im Nichts endet, ist die Gemütlichkeit vorbei. São Paulo ist plötzlich bedrohlich. Ein Brasilianer sagte einmal, São Paulo sei wie eine Frau, die dich nur manchmal liebt: Kaum wähnt man sich in Sicherheit, wird einem der Boden unter den Füßen weggezogen. Ich muss die Straße umständlich überqueren,

GLAUBT IHR, HIER IST HOLLAND?

São Paulo gibt Gas. Nie geht es auf den Straßen friedlich zu. Fahrradfahren kann man neuerdings trotzdem. Eine Abenteuer-Tour durch die Stadt.

Von Wlada Kolosowa



Von Pinheiros bis zum Bahnhof Luz: Eine Fahrradtour durch São Paulo ist kein Schönwettertrip, noch nicht mal an einem Sonntag.

lande im Gegenverkehr, weiche panisch auf den Gehsteig aus. Erst 300 Meter weiter geht der Fahrradweg wieder los, bald darauf ist er wieder verschwunden.

Das Fahrradnetz in São Paulo ist schnell gewachsen. Manche meinen, es sei auch wenig durchdacht, die Wege seien schlecht miteinander verbunden. Außerdem zweifeln Gegner des Programms daran, dass die Nachfrage der Fahrradwege ihre Kosten rechtfertigt – umgerechnet 20 Millionen Euro. São Paulo mit seinen Hügeln und dem aggressiven Verkehr könne niemals ein Amsterdam werden. Um vom Fahrradweg auf der Rua Azevedo zu dem auf der Avenida Paulista zu kommen, muss ich mich tatsächlich einen Mörderhügel hochkämpfen, über Bordsteine, Rasenflächen und dann entlang einer weiteren achtspurigen Straße. Es geht bergauf, die Laune bergab, die Autos hupen und fahren zu dicht auf. Abgase. Benzingestank. Hitze. Schlaglöcher. Ich wechsele auf den Gehsteig. Dort versperrt ein Einkaufswagen voller grüner Kokosnüsse den Weg.

Pause. Die Verkäuferin bohrt eine Kokosnuss auf und steckt einen Strohhalm hinein. Es schmeckt nicht so seifig wie das Zeug, das in Europa in Tetrapacks verkauft wird. Kokosnusswasser hat damit so viel zu tun wie frisch gepresster Orangensaft mit aufgelösten Vitamin-C-Tabletten.

Das Kokosnusswasser hilft ein bisschen über den Verkehrsschock hinweg. Ich beschließe trotzdem, von nun an auf Fahrradwegen zu bleiben, und steuere die Avenida Paulista an: eine der wichtigsten Schlagadern der Stadt, früher gesäumt von Villen der Kaffeebarone, heute von Wolkenkratzern New Yorker Kalibers. In der Mitte der Paulista wurde vergangenes Jahr ein Fahrradweg mit höchster Symbolkraft eröffnet. Fahrradaktivisten hatten 13 Jahre lang für bessere Bedingungen demonstriert. Aber auch nach der Eröff-

nung des Fahrradwegs blieb die Paulista ein beliebter Protestort: Erst vor wenigen Tagen gab es hier eine Tour mit nackten Radlern, die darauf aufmerksam machen wollten, wie verletzlich Fahrradfahrer im Verkehr sind. 35 sind in São Paulo im Jahr 2013 ums Leben gekommen – vier Mal so viele wie in Berlin. Und vor zwei Jahren machte ein besonders brutaler Zusammenstoß auf der Paulista Schlagzeilen, bei dem ein Autofahrer einem Radler den Arm abbrach, Fahrerflucht beging und den Arm in den Fluss warf.

Bei der letzten Protestfahrt hatten sich fast 1000 Radler versammelt, mal nur in Shorts, mal in Tangas oder gar nicht bekleidet, abgesehen vom Helm auf dem Kopf. Ich war damals dabei – im Bikini – und habe bei einigen nachgefragt, wie sicher sie sich als Fahrradfahrer fühlen. Die positiven Antworten: „Es geht, wenn man aufpasst.“ Die anderen: „Ich habe Todesangst.“ Die größte Gefahr seien die Autofahrer, weil sie es nicht gewohnt seien, die Straße zu teilen, weil sie zeigen wollten, dass die Stadt ihnen gehört, weil sie Radler von der Straße drängen und rufen: „Glaubst Du, hier ist Holland?“ Oder einfach: „Scheißkommunist!“

Der Konflikt zwischen Auto und Rad sei auch politisch, erklärt mir der Student Rogerio Venturini bei dieser Gelegenheit: „Viele wohlhabende Autobesitzer glauben, dass die Fahrradfahrer entweder arm sind oder linke Querulanten.“ Für Brasilianer sei ein eigenes Auto oft die erste Anschaffung, sobald sie der Armut entkommen. Wer freiwillig darauf verzichte, sei ihnen suspekt: „Dabei ist es einfach schneller: Mit dem Fahrrad brauche ich 30 Minuten zur Universität, mit dem Auto eine Stunde. Dieses Argument wird immer mehr Leute überzeugen. Und dann werden sich die Autos an uns gewöhnen müssen.“ Als er damals wegfuhr, inmitten einer halbnackten,

selbstbewussten Radlerschar, schien seine Zukunftsprognose gar nicht so abwegig.

Auch heute gehört die Paulista den Radlern: Sonntags wird sie für Autos gesperrt. Ich fahre die Straße rauf und wieder zurück, vorbei an Straßenkünstlern, Gauklern und Paulistanern, die zwischen den Wolkenkratzern bummeln. Unter den Radlern, die mir entgegenkommen, sind nicht nur Hipster, sondern auch Rentnerinnen und Familienväter, viele von ihnen auf orangefarbenen Leihfahrrädern. Nur Kindersitze sieht man nicht: Fahrradfahren gilt dafür wohl noch als zu gefährlich. Trotzdem spürt man das Fieber: 2014 benutzten 261.000 Paulistaner täglich ein Rad – nicht sehr viele, aber immerhin 50 Prozent mehr als im Jahr zuvor.

Nach dem Abstecher auf der Paulista pumpe ich Luft in einem Fahrradparkhaus auf. Dann geht es endlich bergab, entlang der Rua Itápolis, vorbei an alten Villen, die sich zwischen Hochhäusern verstecken, vorbei am gigantischen Fußballstadion Pacaembu, weiter die Straße runter. Unter der Schnellstraße Minhocão bleibe ich stehen, die Beine zerkratzt von den gigantischen Yuccas, die über den Fahrradweg wuchern. Großstadtschunghel ist in São Paulo nicht nur eine Metapher. Wobei Paulistaner gut in poetischen Vergleichen sind: Minhocão – die erhöhte Schnellstraße über meinem Kopf – heißt Riesenwurm. 1969 wurde sie mitten in die Innenstadt geklatscht, direkt neben die Fenster der Einwohner, wo sie ihnen fortan den Schlaf raubte und den Häuserwert nach unten drückte. Im Schatten des Minhocão wurde die einst feine Gegend zwielichtig. Inzwischen überlegen die Stadtplaner, die Schnellstraße abzureißen oder in einen Park zu verwandeln. Solange wird der Minhocão nachts und sonntags für die Autos gesperrt und für Fußgänger und Radler geöffnet. Ich fahre über den

leeren Autobahnzubringer hoch. Die Fenster sind so nah an der Schnellstraße, dass man in die kargen Küchen gucken kann. Viele Häuser sind mit Pixação übersät – runenhafte schwarze Lettern, São Paulos Antwort auf Graffiti, die oft soziale Ungleichheit in der Stadt anprangern. Als ich ein paar Kilometer später vom Minhocão abfahre, wird die Gegend noch einmal rauer. Auf dem Fahrradweg muss ich Müllhaufen und Matratzen der Obdachlosen umkurven.

Immer weniger Radler kommen einem entgegen, dafür Schrottsammler, die sich vor gigantischen Karren spannen. Ab der Praça Princesa Isabel packt niemand mehr sein Smartphone aus, um den Weg nachzugucken. Ab Rua Mauá zieht man die Geschwindigkeit an. Man ist in Cracolândia, dem Land des Cracks. In den Vierteln um den Bahnhof Luz wohnen Hunderte Drogenabhängige in Zelten und auf der Straße. Das Fahrrad hat weder Zentralverriegelung noch getönte Scheiben, um Crackpfeifen, Armut und Bettelei auszublenden.

Nicht nur Radfahren in São Paulo ist ein Wechselbad der Gefühle. Es ist die Stadt, die an einer Stelle an Williamsburg erinnert und ein paar Kilometer weiter an einen Slum in Bombay. Vielleicht ist das der wichtigste Grund, warum viele Paulistaner lieber mit dem Auto von einer Blase zur anderen fahren. Dabei lohnt es sich wirklich, sich São Paulo auf diese Weise auszusetzen. Nur so spürt man die Stadt, auch nachdem die Fahrradtour vorbei ist.

Bei der Station Luz schiebe ich mein Rad in die U-Bahn: Sonntags und werktags von 20.30 Uhr an kann man die Räder mitnehmen, kostenlos. Als ich an meinem Körper hinuntergucke, sehe ich den Dreck der Abgase, die Palmenkratzer und einen gewaltigen Sonnenbrand. Ich habe São Paulo auf dem Körper. Und unter der Haut.



9. Vorbei an den Villen: Die schönen, alten Gemäuer sieht man zwischen den Wolkenkratzern in São Paulo erst auf den zweiten Blick, vom Sattel aus.



10. Fußballstadion Pacaembu: Bis 2014 war es Heimstätte der beiden Vereine der Stadt.



11. Unter der Schnellstraße: Gleich geht es auf den Autobahnzubringer Minhocão.



12. Inoffizieller Fahrradweg: Wenn der Zubringer so leer ist wie am Sonntag, kann man dort sogar radeln.

FOTOS: WILADA KOLOSOWA



13. Ganz nah dran: Von der Schnellstraße aus kann man hier in die Wohnungen gucken. Die runenhafte schwarzen Lettern heißen Pixação, São Paulos Wort für Graffiti.



14. Von wegen roter Teppich: Jetzt liegen auf dem Fahrradweg Müllhaufen und die Matratzen Obdachloser. Es wird rauer.



15. Endstation Bahnhof Luz: Nach 20.30 Uhr kann man sein Fahrrad kostenlos mit in die Metro nehmen. Geht zwar schneller, ist aber lange nicht so eindrucksvoll.

Wellington ist eine Stadt mit Liebe zum Detail. Wer bei einem Spaziergang am Wasser genau hinschaut, wird überall Kunstwerke entdecken – wie diese Skulptur mit dem Namen „Solace in the wind“, Trost im Wind. Die Stadt wird nicht umsonst „windy Welly“ genannt – passen Sie also auf Ihren Hut auf!



Zeit für eine Pause: Wellington hat eine ausgeprägte Barista-Szene, so dass der Kaffee nicht nur meist ausgezeichnet schmeckt – oft zielt den Milchschaum auch noch ein Farn, eines der Wahrzeichen Neuseelands. So wie hier im „Fidel’s“.

Grüße aus



Was für Deutschland Fußball, ist für Neuseeland Rugby. Schon Schulkinder trainieren in jeder freien Minute. Auch am Rand der Innenstadt von Wellington sieht man junge Leute mit Rugbyball. Die Statue wurde 2011 anlässlich der Weltmeisterschaft im eigenen Land erbaut – die Neuseeland dann auch gewann.



„Unser Ort“ steht im Logo des Nationalmuseums Te Papa, und das ist wörtlich zu nehmen: Der Eintritt ist frei. Im Museum gibt es neben Ausstellungen über die Geschichte der Maori und die geologischen Besonderheiten des Landes auch Sonderausstellungen – zum Beispiel über die Rolle Neuseelands in der Schlacht von Gallipoli (1915/16).

Klein, aber Hauptstadt: Neuseelands Kapitale ist erfrischend anders.

Von Britta Beeger (Text) und Nils Thies (Fotos)



Als „coolest little capital of the world“ wurde Wellington einmal bezeichnet, als coolste kleine Hauptstadt der Welt. Woher der Spitzname kommt, das zeigt die Cuba Street: Hier stehen viele Cafés und Restaurants mit Gerichten aus exotischen Ländern, Kunstgalerien, Second-Hand-Geschäfte und Schallplattenläden.



An einer Fahrt mit dem Cable Car führt kein Weg vorbei. Die urige rote Standseilbahn führt von der Haupteinkaufsstraße Lambton Quay hoch zum Stadtteil Kelburn. Oben bietet sich ein herrlicher Blick über die Stadt und das Meer. Durch den Botanischen Garten geht es dann wieder runter ins Zentrum.

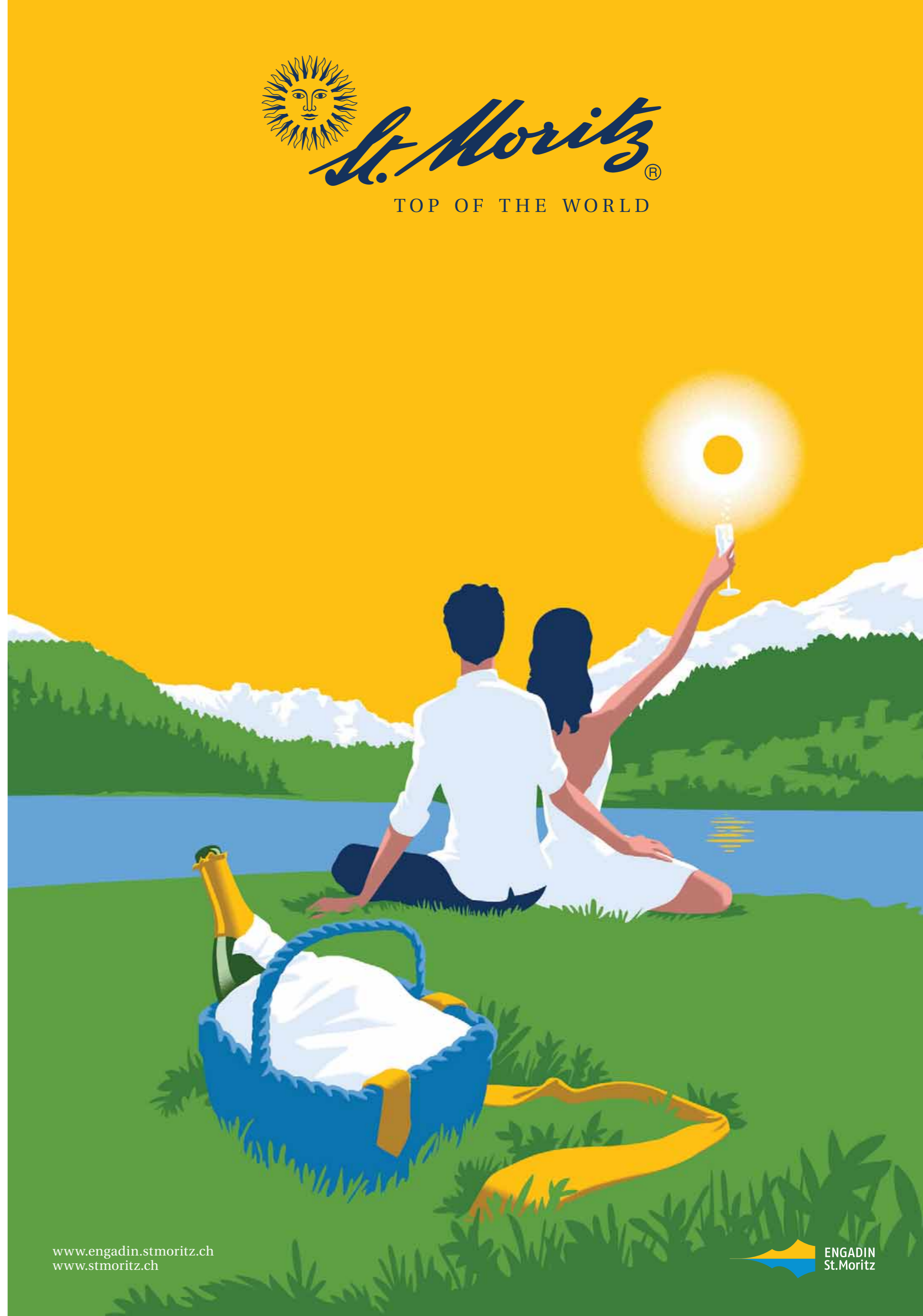


Kia ora! Die einzigartige Kultur der Maori, der Ureinwohner Neuseelands, begegnet einem in Wellington an jeder Ecke. So wie dieses traditionelle waka (Kanu), das aus mehr als 1000 Jahre altem Holz geschnitzt sein soll und am Kai ausgestellt ist. Zu besonderen Anlässen wird es auch ins Wasser gelassen.



St. Moritz®

TOP OF THE WORLD





„Candy on Bone“: Sandwich und Salat werden in dem Kreuzberger Deli zu Leckerbissen einer neuen Glaubensgemeinschaft.

Jerry Seinfeld scheint ein guter Glücksbringer für das frisch eröffnete „Louis Pretty“ zu sein. Als einziges Bild im Lokal hängt die Autogrammkarte des jüdisch-amerikanischen Stand-up-Comedians und seiner „Seinfeld“-Serienkameraden an der Wand. Das Foto, unterschrieben und gerahmt, erinnert auf bizarre Weise an eines dieser Herrscher- oder Heiligenporträts, die so oft in Läden hängen, und von denen je nach Kulturkreis der Papst, der amerikanische Präsident oder eine arabische Königsfamilie lachen. Hier in Kreuzberg, vor einer satt leuchtenden orangefarbenen Wand, erscheinen die vier Darsteller, deren Sitcom „Seinfeld“ in den Neunzigern Kult war, als ironische Ikone und Insiderwitz zugleich.

Es ist ein Wink mit dem Zaunpfahl. Mit einem Humor, der als Inbegriff jüdisch-amerikanischen Witzes gilt, erzählt Serienheld Seinfeld in jeder Episode einen Schwank aus seinem New Yorker Leben. So erfährt der Zuschauer, dass Seinfeld Pastrami-Sandwiches liebt, die er bevorzugt im „Second Avenue Deli“ isst. Die Handlung der Serie ist nur halb fiktiv, und so gab es diesen Ort wirklich – und nach einer Dekade, in der er geschlossen war, an neuem Ort wieder. Seinfeld erwähnte das „Second Ave Deli“ in gleich mehreren Episoden – und machte es bekannt in ganz Amerika und der halben Welt.

Witz und Glanz dieser popkulturellen Ikone könnten auch auf das „Louis Pretty“ abstrahlen. Denn die Autogrammkarte von Seinfeld spielt auch auf das an, was der Betreiber Oskar Melzer hier gemeinsam mit seinen Partnern, den Frankfurter Gastro-Brüdern James und David Ardinast, macht: Pastrami. Geräuchertes und gewürztes Fleisch meist vom Rind, ein echter Deli-Klassiker in jüdisch-amerikanischer Tradition.

So wie das von den drei Unternehmern vor ein paar Jahren eröffnete „Maxie Eisen“ in Frankfurt ist auch das „Louis Pretty“ nach einem jüdischen Mafioso benannt; ein weiterer Ableger in Hamburg

Gut eingelegt

Die Delis sind da. Von Einwanderern in New York erfunden, kommen sie nun auch zu uns. Drei Berliner Beispiele für kulinarische Assimilation.

Von Celina Plag, Fotos Daniel Pilar

ist gerade in Planung. Tische mit Swimmingpool-Aufdruck, rosafarben gepolsterte Sitzbänke, eigens vom Frankfurter Designlabel e15 angefertigte Nussbaumstühle und die leuchtenden Wände erinnern an amerikanische Diner im Palm Springs der fünfziger Jahre. Auf den Tisch kommt dann aber das New Yorker Würzfleisch, das als Rindfleischprodukt ursprünglich kosher und halal ist, also von jedermann zu konsumieren und auch deshalb so erfolgreich in Amerika. Hier wird es mit Roggenbrot, Krautsalat, Salzgurke und Senf angeboten. Koscher wie im „Second Ave Deli“ ist das Fleisch nicht – dafür aber schön sauer und saftig.

Von Pastrami versteht Oskar Melzer viel, er ist sogar eine Art Pastrami-Pionier. 2012 eröffnete er gemeinsam mit Paul Mogg das „Mogg & Melzer“ in Berlin-Mitte, damals Vorreiter jüdisch-amerikanischer Küche. Vom Mogg & Melzer hat er sich mittlerweile gelöst, dem Konzept bleibt er treu. Etabliert ist Pastrami noch längst nicht: Bis heute sind die Sandwiches bei uns recht selten. „In Deutschland kennt man

diese Küche noch nicht lang“, sagt Melzer, „aber auf einmal poppen die Delis auf wie Sand am Meer.“

Auf das Konzept des Delis nach amerikanischem Vorbild scheint Berlin wirklich Hunger zu haben. Viele Interpretationen des Gastro-Konzepts, alle trendbewusst, entstehen gerade in der Stadt. Vielleicht, weil die Delis deutsche Wurzeln haben. Jüdische Einwanderer eröffneten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die ersten Delicatessen, ursprünglich kleine Läden mit angeschlossenem Imbiss in New York, die sich auf jüdische Lebensmittel, fertig zubereitete Gerichte und koscheres Fleisch in rauen Mengen spezialisierten, das sich die Einwanderer hier endlich leisten konnten.

Nachfolgende Generationen, die in Amerika geboren wurden, bauten das Restaurantkonzept weiter aus und zogen bald nicht mehr nur die jüdische Gemeinschaft an. Für viele Touristen gehört der Besuch der bekannten Delis heute einfach zu einem New-York-Besuch. Vor allem das schon 1888 eröffnete „Katz Delicatessen“ ist Kult.

Zu verdanken hat es das dem Film „Harry & Sally“, dessen berühmteste Szene hier gedreht wurde. Heute stöhnt man aber nur, weil man wegen der Sandwiches mit den gigantischen Fleischpacken schlicht überfordert ist.

Aus den Delicatessen der zwanziger und dreißiger Jahre sind Schnellrestaurants geworden, in denen man sein Essen meist auch mitnehmen kann. Das Angebot ist frischer als in den einschlägigen Fast-Food-Ketten, mit Salaten, Matzenknödelsuppe, Cheesecake, Reuben-, BBQ- oder Pastrami-Sandwiches, die noch an die damalige jüdische Migrantenküche erinnern, aber längst dem Mainstream amerikanischer Esskultur einverleibt wurden. Wobei es so etwas wie die jüdische Küche in Amerika genau genommen nie gegeben hat, kamen die jüdischen Einwanderer doch aus unterschiedlichen Ländern Osteuropas. Viele lernten die Küche, die heute als jüdisch-amerikanisch bekannt ist, selbst erst nach ihrer Ankunft auf Ellis Island kennen.

In den Vereinigten Staaten wissen sie, wie man kulinarische Konzepte mit Migrationshintergrund erfolgreich in die eigene Esskultur integriert. Das Deli – schon in der kurzen Form des deutschen Lehnworts offenbart sich sprachlich eine erfolgreiche Amerikanisierung. Seltsam eigentlich, dass das Gastro-Konzept hierzulande so lange hat auf sich warten lassen.

Für Oskar Melzer stand hinter der Eröffnung eines Pastrami-Delis in Deutschland jedenfalls „purer Egoismus“, wie er sagt. Er kannte die köstlichen Sandwiches nur aus Amerika. „Mich hat gestört, dass ich in Deutschland kein Restaurant gefunden habe, das Pastrami anbietet. Also musste ich eben selbst eines aufmachen.“ Klingt unangestrengt, war in Wahrheit aber kompliziert. Vier Wochen lang wird die bei Melzer verwendete Ochsenbrust nass gepökelt, dann für ein paar Stunden geräuchert, gegart und schließlich mariniert. Ein halbes Jahr hat es gedauert, bis Melzer und sein Küchenchef Joey Pasarella



„Tak Tak“: Das polnische Deli in Mitte interpretiert Klassiker wie Piroggen auf eine allgemeinverständliche Art.

die richtige Rezeptur raushatten – und das Fleisch nicht zu viel oder zu wenig Würze hatte oder sich wahlweise wie eine Gummisohle oder ein Steinbrocken kauen ließ. „In dieser Zeit haben wir verdammt viel schlechtes Pastrami gegessen.“

Am Konzept des Delis schätzt Melzer übrigens nicht nur das Essen. „Für mich ist das Deli ein Ort, wo man sich trifft und gemeinsam Zeit verbringt. Gerade für jüdische Migranten war das um die Jahrhundertwende ein wichtiger sozialer Raum. Hier konnten sie sich austauschen, Probleme besprechen – und hier fanden sie die Geborgenheit ihrer Kultur.“

„Save the Deli: In Search of Perfect Pastrami, Crusty Rye, and the Heart of Jewish Delicatessen“: Das vor einigen Jahren erschienene populäre Buch des kanadischen Journalisten David Sax war der Beginn des gedruckten Diskurses über das Gastro-Phänomen. Vor ein paar Monaten erschien in den Vereinigten Staaten „Pastrami on Rye: An Overstuffed History of the Jewish Deli“ von Ted Merwin, einem Professor für Judaistik, der darin die Rolle des New Yorker Delis für die Assimilation jüdischer Einwanderer im amerikanischen Alltagsleben zeigt.

Das Gefühl von Heimat ist, wie eigentlich alle Gefühle, ja erst einmal eine Sache des Bauchs. Als Neuankommeling in einem Land, das schnell zur Heimat werden soll, tut einem ein vertrauter Geschmack gut. Im Deli konnten die Einwanderer ihrer Esskultur treu bleiben und trafen gleichzeitig auf eine Gemeinschaft, die ihnen dabei half, schnell Fuß zu fassen. Zudem ermöglichten die Delicatessen ihren Betreibern einen ersten kommerziellen Zugang zum Stadtleben – und Amerikaner konnten ungezwungen die Kultur der Neuankommlinge in sich aufnehmen.

Sich auszutauschen: Darum geht es auch im Anfang des Jahres eröffneten Deli „Candy on Bone“ in Kreuzberg. Es wird von Ludwig Cramer-Klett betrieben, der unter dem Dach des Berliner „Contemporary Food Labs“, einer Plattform zur För-

derung von Bildung und Austausch beim Thema Ernährung, außerdem noch das Restaurant „Katz Orange“ und die „CFL Canteen“ betreibt. Die Idee zum Deli kam auch ihm beim Reisen: „Nur in Deutschland ist es unmöglich, Speisen auf die Hand zu bekommen, die Qualität haben, kreativ und nachhaltig sind. Und gleichzeitig erschwinglich bleiben.“ Er setzt deshalb auf beste Waren aus der Region und Produkte aus der eigenen Manufaktur.

Auch Chutneys wie der Bestseller „Bacon Jam“, Gewürzmischungen und Granolas, beispielsweise angereichert mit Quinoa, Mandelblättern und getrockneten Cranberries, können in seinem Deli gekauft werden. In klassischer Delicatessen-Manier gibt es neben der Sandwich- und Salatküche, in der Gerichte primär zum Mitnehmen frisch zubereitet werden, einen separaten Shop. Zu einer großen Auswahl an Lebensmitteln des täglichen Bedarfs gesellen sich hier Kochbücher und Küchentools, die allesamt so hübsch verpackt sind, dass sie sich bestens zum Verschenken eignen.

Das „Candy on Bone“ zeigt aber auch, wie weit die Assimilation des Delis vorangeschritten ist: „Wir orientieren uns zwar am ursprünglichen Shop- und Imbisskonzept, aber nicht am jüdischen Hintergrund“, sagt Cramer-Klett. Delis sollten vor allem tagsüber eine Konkurrenz sein „zu schlechtem Kantinenfraß oder belegten Weißmehlbrotchen vom Bäcker-Discount“ – leichtes Lunch statt deftigem Mittagstisch. Reuben-Sandwiches gibt es hier nicht, dafür türmt Cramer-Klett die Spezialität des „Katz Orange“, „slow cooked pulled pork“, also langsam gegartes Knochenfleisch, auf seine Doppeldecker. Eine Spezialität ist auch ein vegetarisches Sandwich mit Austernpilzen. Er selbst empfiehlt den Blumenkohlsalat mit Haselnüssen.

Gesunde Feinkost-Alternativen, Regionales, Modefutter aus Manufakturen: Eigentlich bietet das „Candy on Bone“ Leckerbissen für eine Glaubensgemeinschaft, wenn auch keine religiöse. In dieses Deli kommen die Hauptstädter, für die das richtige Essen zum identitätsstiftenden Moment und von der Geschmackssache zur

Glaubensrichtung geworden ist. Cramer-Klett selbst gehört zu den Foodies, die stundenlang über die Auswirkungen antibiotikaverseuchter Industriehühner auf den menschlichen Organismus oder die ulkige Schönheit runzeliger Umland-Karotten predigen können. Weil in seinem beschleunigten Leben das Essen trotzdem schnell gehen muss, ist das Deli mit seinem gesunden Fast Food als Stätte des Austauschs von Gleichgesinnten die richtige Idee.

Am Beispiel des erst einige Monate alten „Tak Tak“ in Mitte zeigt sich, dass das Deli-Konzept häufig nur noch die Fokussierung auf eine bestimmte Küche mit Trendpotential bedeutet – in diesem Fall die polnische. Der Betreiber Karol Kasierski will hier Klassiker seiner Heimat etablieren. Auf der Karte des gebürtigen Polen, der seit mehr als zehn Jahren in Deutschland lebt, stehen traditionelle und moderne Interpretationen der polnischen Küche, alles in Bio-Qualität. Es gibt Żurek (Saure Mehlsuppe), Bigos (Eintopf) und Piroggen, die polnische Version gefüllter Teigtaschen, die hier mit Roter Bete, Ziegenkäse und Kapern, Hütenkäse und Parmesan gefüllt werden. Auch mal mediterran angehaucht, mit Pute, getrockneten Tomaten und Feta. „Multikulti eben“, sagt Kasierski, „genauso wie Berlin.“

Auch er orientiert sich an Amerika. „Dort findet man Piroggen an jeder Straßenecke, bei uns erstaunlicherweise nicht.“ Obwohl die Polen mit etwa zwei Millionen Menschen die zweitgrößte Minderheit in Deutschland sind, ist polnische Küche noch nicht Mainstream. „Es gibt schon in jedem Bezirk ein polnisches Restaurant, aber die werden vor allem von der polnischen Community besucht“, sagt Kasierski. „Zu den bekannten Restaurants gehören sie selten.“ Wer weiß, vielleicht legt er mit „Tak Tak“ sogar den Grundstein für eine späte kulinarische Integration und eine neue deutsch-polnische Esskultur. Geschafft hat das in der Hauptstadt immerhin die größte Minderheit, die Türken: Der Döner ist längst eine Berliner Spezialität, genauso wie die Currywurst. ◀



„Louis Pretty“: Das Kreuzberger Deli will Pastrami auch in Berlin bekannt machen.



Alles kommt auf den Tisch: Frank Buchholz, hier in der Lehrküche, kann nicht nur gut kochen – er kann auch gut darüber reden.

Foto Frank Röth

Einfach kochen

Frank Buchholz erklärt seine Küche – und beginnt mit einer Do-it-yourself-Serie auf FAZ.NET

„Schau mal verwegen drein“, sagt der Fotograf. Frank Buchholz stellt sein Gesicht in den Wind, klemmt die Zigarette lässig in den Mundwinkel, das blonde Haar flattert. Er duckt sich zum schmalen Boot hinunter und schaut wie Hemingway beim Hochseeangeln auf der Jagd nach Marlin. Keine Frage, der Mann ist Vollprofi. Verwundert auch nicht, immerhin steht der Spitzenkoch aus Mainz seit fast 20 Jahren für Koch-Shows vor der Kamera. Wir fahren an diesem Aprilmorgen mit ihm den Rhein hinauf, zum Angeln. Die kalte Sonne steht über dem Wasser, der Wind riecht schon ein bisschen nach Frühling. Am Ufer sitzen bei vier Grad ein paar harte Kerle mit Kescher und Angelrute. Ob hier was anbeißt?

„Klar“, sagt Buchholz mit Überzeugung, und die blauen Augen leuchten. Schon saust die Angel ins Wasser. „Die Wasserqualität im Rhein hat sich in den vergangenen Jahren enorm verbessert. Jetzt gibt's hier wieder Flusskrebse und sogar Rhein-Zander.“ Wir waren natürlich skeptisch und hatten uns am Morgen deshalb erst mal an einem Mainzer Fischgeschäft verabredet. Der Laden hat Tradition, 1897 begann man Fische in Rhein und Main zu fangen und hier zu verkaufen. Mittlerweile aber, sezufzte der Verkäufer, sei die Rheinfischerei tot.

Nur wenige einheimische Arten liegen dort auf Eis, das meiste stammt aus Aquakulturen in der Nordsee oder im Atlantik. Buchholz entschied sich für eine Lachsforelle, die im Taunus gefangen wurde. Essen aus der Region, das ist sein großes Thema. Über Jahre hat er sich für sein Restaurant „Buchholz“ im Mainzer Vorort Gonsenheim ein Netzwerk regionaler Zulieferer aufgebaut. „Die Qualität, die ich einkaufe, ist das Erfolgsprinzip meiner Ge-

richte“, sagt er. Und Qualität finde man am besten in der Region, wenn man die Zulieferer kenne. Buchholz spricht vom mündigen Bürger, der sich Gedanken darüber machen müsse, wo sein Essen herkommt. „Bio ist so etwas wie ein Premiumsiegel geworden, dabei weiß niemand, was



Gerührte Polenta: 4 EL Polenta, 200 ml Milch, 2 Rosmarinzweige, 2 Thymianzweige, 2 Basilikumzweige, 1 Stich Butter, 1 EL Mascarpone oder Parmesan.

Milch und Kräuter mit Salz, Pfeffer und Muskat würzen, aufkochen, durch ein Sieb passieren und die Flüssigkeit in einem weiteren Topf auffangen. Zum Kochen bringen, Butter zugeben, unter ständigem Rühren die Polenta einstreuen. Auf kleiner Hitze zugedeckt 30–40 Minuten quellen lassen, immer wieder umrühren. Zum Schluss Mascarpone oder Parmesan unterrühren, eventuell nachschmecken. Bis zum Servieren warmhalten.

Salsa Verde: 1 Teil Koriander, 1 Teil Ölräuke, 3 Teile Basilikum, 1 Zitronenthymianzweig, 80 ml Olivenöl, Saft von 1/2 Zitrone, etwas reduzierten hellen Balsamico-essig, 1 Knoblauchzehen, 1 Sardine, Kapern, Chilischote Chilischote entkernen, mit Knoblauchzehen, Sardine und Kapern hacken. Kräuter hacken. Alles mit Olivenöl im Mixer pürieren. Mit Salz und Pfeffer würzen, mit Zitronensaft und Essig abschmecken.

Lachsforelle: 4 Lachsforellenfilets mit Haut à 120 g, 1 Zweig Rosmarin, 1 Zweig Thymian, Olivenöl.

Filets mit Salz und Pfeffer würzen, in vorgeheizter Pfanne mit Olivenöl 3 Minuten braten, bis die Haut kross ist und an den Seiten das Eiweiß weiß wird. Umdrehen, Hitze reduzieren, Rosmarin und Thymian zugeben und 2–3 Minuten ziehen lassen.

dahintersteckt, wenn man Bio-Essen im Supermarkt kauft.“ Auf dem Wochenmarkt sei das schon anders, da könne man die Händler direkt fragen, woher die Waren kommen, wann sie eingekauft wurden. Dass Qualität wichtig sei, habe er schon als Kind gelernt. „Ich bin mit gutem Essen groß geworden.“ Aufgewachsen ist er in einer Gastrofamilie, seine Mutter betreibt mit dem Stiefvater noch immer das Ristorante „Meisterhaus“ in Unna. Buchholz wollte mit 16 eigentlich eine Ausbildung zum Hotelkaufmann machen. Da das aber erst ab 18 Jahren möglich war, entschied er sich für die Kochlehre. Nach Stationen in mehreren Sterne-Restaurants in München, Mailand und auf Mallorca machte sich Buchholz mit seinem eigenen Restaurant selbstständig. 2007 erhielt das „Buchholz“ einen Michelin-Stern.

Ende vergangenen Jahres hat Buchholz den Restaurantbetrieb in Gonsenheim aufgegeben. Die Gastro-Szene jammerte. Der Koch spricht gelassen über die Entscheidung. Der Anspruch der Gäste an ein Michelin-Stern-Restaurant sei zu hoch geworden für den Preis, den sie bereit waren, für ein entsprechendes Menü zu zahlen. Und: „Nach elf Jahren hatte sich die Leidenschaft etwas abgeschliffen, ich fühlte mich in ein Korsett gezwängt.“

Heute mache er nur noch, was ihn erfüllt. Er gibt Kochkurse in einer eigenen Kochschule, arbeitet an neuen Kochbüchern und betreibt das 2011 eröffnete „Bootshaus“ im Mainzer Winterhafen. Die Küche bietet populäre Gerichte, aber mit Twist: Der Nizza-Salat ist von bordeauxrotem Thunfisch-Sashimi gekrönt, die Kalbs-Currywurst wird mit fruchtiger Ketchup-Variante serviert. Die Zulieferer seines Sterne-Restaurants hat er behalten. Buchholz kennt sie alle persönlich. „Ich

bin froh, dass wir über Jahre ein Netzwerk dieser Größe aufbauen konnten.“ Wenn an einem Sommertag etwa 600 Gäste das Restaurant besuchten, brauche er 600 frische Salate. „Wir haben für unser Essen zehn Zulieferer aus der Region, im Umkreis von sechs Kilometern“, sagt Buchholz. „Ich kann den Salat also fast mit dem Fernglas wachsen sehen.“

Auch die Fische müsste man an diesem Apriltag mit dem Fernglas suchen. Buchholz kocht also die gekaufte Lachsforelle. Wir hatten ihn gebeten, uns zu zeigen, wie man einfach, schnell und gut kochen könne. Denn obwohl die Einschaltquoten bei Kochsendungen seit Jahren hoch sind, stellt sich kaum jemand noch selbst an den Herd. „Die wenigsten kochen noch täglich frisch“, sagt Buchholz. Gemeinsames Kochen werde immer mehr als Event angesehen, das beobachte er auch in seinen Kochkursen. „Dabei muss kochen nicht anstrengend sein“, sagt er und legt los. Rührt Polenta an, hackt Kräuter für Salsa Verde und filetiert die Lachsforelle mit zenmeisterlicher Präzision. Für einen Moment herrscht andächtige Stille im Raum.

„Fisch sollte man sich lieber gleich im Laden filetieren lassen“, wirft er aber gleich ein. „Wenn man das nicht beherrscht, braucht man wenigstens zehn Fische, bis was Ordentliches dabei rauskommt. Und es soll ja Spaß machen.“ Tut es – und es geht schnell. Bis der Fisch rosig-braun auf Polentabrei liegt, vergehen keine 20 Minuten. Könnte man vielleicht sogar selbst hinkommen. *Maria Wiesner*

Von diesem Samstag an veröffentlichen wir alle 14 Tage ein Koch-Video unter www.faz.net/einfachkochen. Darin zeigt Sterne-Koch Frank Buchholz, wie man das perfekte Steak brät, woran man gutes Gemüse erkennt und was man kocht, wenn man abends viel Hunger hat, aber nur fünf Minuten Zeit.

FOTO: DIJANIKUS BREYER



SEIT DREI JAHRZEHNEN SETZEN WIR FÜR SIE ALLES IN BEWEGUNG – UND DAS MIT AUSZEICHNUNG.

Individuelle, maßgefertigte Lösungen:

- Gleittürsysteme für begehbare Schränke
- Nischen- und Ecklösungen
- bis in die Dachschräge
- Raumteiler
- Fall- und Drehtüren
- Innensysteme mit Zubehör
- auch für Altbauten

Tel. 0421 / 579 50 745

www.raumplus.com

30 Jahre

raumplus

Gleittüren / Raumteiler / Schranksysteme



Tempomacher: Der von Andy Warhol gestaltete BMW M1 sieht selbst im Stand schnell aus.

POP FAHRT

Andy Warhol bemalte 1979 einen BMW M1. Heute gilt der Rennwagen als kostbarstes Auto der Welt. *Von Dieter Günther*

Im Juni 1979, beim 24-Stunden-Rennen von Le Mans, begeisterte besonders die Startnummer 76 die Fans: ein farbenfroher BMW M1. Angetrieben von einem 3,5-Liter-Sechszylinder-Mittelmotor mit 470 PS und mehr als 300 Kilometer pro Stunde schnell, landete der von Hervé Poulain gemeldete und von ihm selbst, Manfred Winkelhock und Marcel Mignot gefahrene Gruppe-4-Renner auf dem sechsten Gesamtrang – und dem zweiten Platz in seiner Klasse. Nach seinem ersten und einzigen Sporteinsatz rollte der M1 ins BMW-Museum in München. Künftig sollte er bei Schauläufen und auf Ausstellungen glänzen – nicht mehr als Renngerät, sondern als viertes „Kunst-Stück“ der Art Car Collection von BMW.

Den Anstoß, Kunst und Motorsport zu vereinen, gab der Galerist, Auktionator

und Hobbyrennfahrer Hervé Poulain. 1975 versprach er dem damaligen BMW-Motorsportchef Jochen Neerpasch: Wenn das Unternehmen Poulain einen konkurrenzfähigen BMW 3.0 CSL für das Rennen in Le Mans überlasse, werde der Künstler Alexander Calder den Wagen bemalen. BMW stimmte zu, stellte das Renncoupé bereit – und der amerikanische Maler und Bildhauer gab ihm einen kräftigen Farbüberzug, der die Karosserieform betonte. Damit war die Formel für die Zukunft gefunden: Namhafte Künstler wie Frank Stella, David Hockney oder Olafur Eliasson trugen zu der einmaligen Sammlung automobiler Kunst bei. Und sie wird fortgesetzt: Die chinesische Künstlerin Cao Fei und der Amerikaner John Baldessari werden im kommenden Jahr die Art Cars 18 und 19 gestalten.

Aus heutiger Sicht ragt ein Rennwagen besonders heraus. Andy Warhol, Pop-Artist und Filmemacher, nahm sich 1979 des Zweisitzers mit der Startnummer 76 an. Großflächig verteilte er Farbe auf dem Lack des Rennbolids – eigenhändig, mit breiten Pinseln und mit den Fingern. „Ich habe versucht, Geschwindigkeit bildlich darzustellen. Wenn ein Auto wirklich schnell fährt, verschwimmen alle Linien und Farben“ – das war sein Credo. Die Arbeit dürfte ihm Spaß bereitet haben, entsprach sie doch genau seinem Verständnis von einer Kunst, die sich mit der Ästhetisierung alltäglicher Dinge zu beschäftigen hatte.

Vorreiter dieses Ansatzes waren die Dadaisten mit ihrem vor 100 Jahren in Zürich eröffneten Cabaret Voltaire: Sie rebellierten gegen die Tradition der Akademien, Ausstellungen, Salons und bereiteten mit der von ihnen proklamierten Anti-Kunst auch die amerikanische Pop Art vor. Kein Wunder, dass Warhol Dosenuppen abbildete und seine Ateliers zu Factorys wurden.

Heute ist alles anders. Werke von Warhol erzielen auf dem überhitzten Kunstmarkt Unsummen: Ende 2013 wurden für sein Bild „Silver Car Crash (Double Disaster)“ auf einer Auktion 105 Millionen Dollar bezahlt. Das teuerste klassische Fahrzeug, das auf einer Auktion versteigert wurde, ist bislang ein Ferrari 250 GTO von 1962, für den der Käufer 38 Millionen Dollar bezahlte. Was der Andy-Warhol-BMW wohl bringen würde? 50 Millionen, vielleicht 100 Millionen Euro? Niemand weiß es. Die Frage ist hypothetisch: Das mutmaßlich wertvollste Automobil ist unverkäuflich. Es bleibt Eigentum der BMW AG. Investoren und Spekulanten müssen sich anderweitig umsehen.



Am Werk: Amerikas berühmtester Autolackierer Andy Warhol gibt dem BMW Farbe.

SIEH MAL AN



HAUTE CUISINE

Sage noch mal einer, Kochen in 10.000 Metern Höhe sei eine Massenveranstaltung ohne Stil. Die Lufthansa Technik macht sich Gedanken, wie sie Induktionsherde in die Luft bekommt, was bislang noch nicht klappt. Damit wäre die Zubereitung schneller, sauberer und sparsamer, hielte Turbulenzen stand – und sähe wohl auch noch schick aus, wie der 13,5 Kilogramm leichte Prototyp zeigt. Wann er in Serie gehen kann, steht noch in den Sternen. (hap.)



MEERCEDES

Dieses Boot sieht aus wie ein Auto. Kein Wunder, es ist ein Mercedes. Die Arrow 460 Granturismo, 14 Meter lang, etwa 13 Tonnen schwer und gut 40 Knoten (74 Kilometer pro Stunde) schnell, wurde von Mercedes-Benz Style für das britische Unternehmen Silver Arrows Marine gezeichnet. Das erste Exemplar heißt: „Mercedes“. Mit einem langen Vorschiff, einer kuppelförmig gespannten Dachlinie und dem abfallenden Heck sollen klassische Automobil-Proportionen auf das Wasser gebracht werden. Zwei Yanmar-Diesel bedienen sich aus einem 1200-Liter-Tank und kommen zusammen auf 960 PS – für den, der sich einen solchen Mercedes für 2,5 Millionen Euro gönnt. (lle.)



HAFTPFLICHT

Ob Magazin oder Zeitung – manchmal wollen die Seiten beim Umläutern nicht recht auseinander. In solchen Fällen hilft der runde Fingerkuppen-Befeuchter von Claus Fischer (fischerce@gmx.de). Die Ausparung wird mit etwas Wasser gefüllt, die Edelstahlkugel holt sich beim Drehen gerade so viel Feuchtigkeit, dass die Blätter haften, aber nicht nass werden. Die Kugel misst 16 Millimeter. In Kunststoff ist der Befeuchter für knapp 30 Euro zu haben, in massivem Edelstahl für 50 Euro. Wenn der Befeuchter nicht gebraucht wird, dient er als Briefbeschwerer. Man kann natürlich auch die Finger ablecken. Nur ist das lange nicht so schön. (Web.)

FOTOS ARCHIV DIETER GÜNTHER (3), HERSTELLER

KONTRASTREICHE RAUMKUNST

MADE IN GERMANY



100 % MASSIVHOLZ · 100 % DESIGN · 100 % SCHOLTISSEK · Schwere Massivholztische mit naturbelassener Baumkante bilden den Kontrast zu unserer neuen Leichtigkeit des Wohnens - den hellen, filigranen Korpusmöbeln, lederbezogenen Sesseln und feinen Design-Kleinmöbeln. Der Natur Fläche und Raum zu bieten und die Einzigartigkeit jedes Edelholzes bestmöglich zur Geltung zu bringen - das ist unsere Intention - entdecken Sie die Collectionen der Möbelmanufaktur Scholtissek.

S
Scholtissek



SCHLICHT SCHÖN

Weißer Hülle, schwarze Schrift: Immer mehr Beauty-Produkte setzen auf die gleiche Optik – einfach und zeitlos. *Von Jennifer Wiebking*

Moses Voigt wollte neue Maßstäbe setzen. Der Designer arbeitet in der Gestaltungsabteilung der schwedischen Acne-Gruppe. Er entwirft nicht Jeans oder Hemden, sondern Verpackungen für andere Marken. Im Jahr 2008 kam eine damals unbekanntere Duftmanufaktur auf ihn zu – Byredo. „Es ging in jeder Hinsicht darum, dieses Label konkurrenzfähig am Markt zu etablieren“, sagt Voigt. „So, dass es Byredo mit jeder anderen Luxusmarke aufnehmen konnte.“ So, dass sich bei den Kunden gar nicht erst die Frage stellte: Was ist das eigentlich: Byredo?

„Dazu musste ich mit Codes arbeiten, die schon bekannt sind, als würde man aus einem fiktiven Erbe schöpfen.“ Moses Voigt verwendete eine reduzierte Schrifttype, die aussah, als würde sie die Duftmarke seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts zieren. Die Buchstaben waren, ganz einfach, schwarz. Und er setzte sie auf weißen Grund. Fertig. „Viel weiter“, sagt er, „hätten wir den Entwurf wirklich nicht reduzieren können.“

Heute ist Byredo unter stilinteressierten Kunden eine Instanz. Und viele weitere Beauty-Nischenlabels sind auf einem guten Weg. Das richtige Verpackungsdesign, das aussieht, als gäbe es die Marke schon ewig, haben sie jedenfalls bereits. Weiße Hülle, schwarze Schrift: Immer mehr Beauty-Produkte sehen jetzt gleich aus – ziemlich simpel.

Ein paar Beispiele: Verso hat weiße Tiegeln mit schwarzer, runder LL-Brown-Type – dafür gab es sogar den Design-Preis „Red Dot“. Rodin: weiße Tiegeln mit schwarzer, dünner Futura-Schrift. Barbara Sturm, die Schönheitsfrau mit Dokortitel: weiße Tiegeln mit dicker, schwarzer, kantiger Sweet-Square-Schrift. Heeley: weißer Grund, schwarze Schrift. „Die Formen kennt jeder“, sagt Moses Voigt. „Wenn man einen neuen Maßstab setzen will, muss man so vereinfacht wie möglich vorgehen. So entsteht etwas Zeitloses.“

Die Konzentration aufs Wesentliche tut einem Produkt gut. Das wussten schon mindestens zwei Designer vor Jahrzehnten. Coco Chanel schuf 1925 das berühmte Doppel-C in serifenlosem Schwarz auf weißem Grund. Und Peter Schmidt entwarf ein ebenso klassisches Logo für Jil Sander. Noch heute ist es so zeitlos wie damals, der Flakon mit dem Jil-Sander-

Logo steht sogar im Museum of Modern Art. Die simple Schönheit – darauf scheint es anzukommen. So teilen die Tiegeln mit dem duftenden Wasser oder der pflegenden Creme gleich mit, dass es um Klarheit geht und nicht um Beliebigkeit. Um etwas, das einmal, zweimal, dreimal täglich verwendet wird.

„Die Effizienz des Produkts steht auf diese Weise im Mittelpunkt“, sagt Jessica Perfect, Chef-Einkäuferin bei der Beautykette Space NK aus Großbritannien. „Das Produkt wird zum Helden erhoben.“

Ohnehin macht es sich gut auf dem Bord, mag das Badezimmer noch so hässlich gefliest sein. Hinter der runden Typo auf weißem Grund von Byredo haben sogar moosgrüne Kacheln ihren Charme. So dürfte der Trend zum minimalistischen Beautyprodukt in Schwarz-Weiß schon deshalb weitergehen, weil die Immobilienpreise für vergleichsweise bescheidene Verhältnisse weiter steigen.

Das skandinavische Wohnen mit den klaren Linien und dem Schwarz-Weiß bedeutet für junge Menschen heute das, was die mediterrane Küche und der Terrakotta-Boden für ihre Eltern waren: das letzte Wort, wenn es darum geht, stilvoll zu leben. In dem Bolia-Regal mit seinen vielen schmalen Fächern oder auf dem Coffeetable von Hay macht sich ein Byredo-Parfum so gut wie ein gerahmtes Familienfoto – oder noch besser. „Auch Beauty gehört zum Lifestyle“, sagt Jessica Perfect entzückt schliefend.

Gut möglich also, dass das simple Design der Nischen-Schönheitsprodukte viel zu ihrem Erfolg beiträgt. Für etablierte Marken mag es der Name sein, über den sich ein Produkt verkauft – was die Beauty-Branche für bekannte Modedesigner so interessant macht. Auch für unbekanntere neue Marken kann es nicht nur das Produkt selbst sein, das beim Kunden Interesse weckt, schließlich gibt sich das optisch sehr zurückhaltend – bei Parfums ist es klares Wasser, bei Cremes weiße Milch.

„Die Verpackung verschafft dem Kunden einen Eindruck davon, wie es sich anfühlt, dieses Produkt zu tragen“, sagt Moses Voigt vom Acne Art Department aus Stockholm. „Die Verpackung ist der erste Kontakt, den ein Kunde mit einem Produkt hat. Sie ist der Grund, warum sie es aus dem Regal nehmen. Also ist die Verpackung sehr wichtig.“ Umso besser, wenn sie einfach schön ist. ◀



ART IS Colourful



JAIME TRAVEZAN & DAVID TORTORA

GALATEA II // 80X120 CM // AB 839 €
FOTO-ABZUG UNTER ACRYLGLAS
LIMITIERT & HANDSIGNIERT

THE
LIBERATION
OF ART

ONLINESHOP UND ALLE
GALERIEN WELTWEIT
LUMAS.DE

Frau Žakula, Sie beschäftigen sich seit Jahren mit kroatischen Ethno-Frisuren. Wie haben Sie die entdeckt?

Eigentlich begann für mich alles mit dem Tanzen. Das war mein Hobby. Ich habe mich dabei schon immer sehr für Folklore interessiert und seit 1978 zu dem Thema geforscht. Ich besuchte die Dörfer in Kroatien und sah mir die traditionellen Tänze an. Auf die Frisuren habe ich am Anfang noch gar nicht so sehr geachtet.

Dabei sind sie ein wichtiger Teil der traditionellen Kostüme.

Ja, natürlich. Aber mein Interesse an den Frisuren wurde erst 1995 geweckt. Ich war schon Präsidentin des Kulturzentrums „Gatalinka“ in Vinkovci und organisierte das erste Seminar über „Folklore in der Region Pannonien“...

... eine historische Landschaftsbezeichnung für ein von slawischen Stämmen bewohntes Gebiet im Osten Kroatiens und im Westen Ungarns.

Ja. In diesem Seminar wollte ich auch das Thema der traditionellen Frisuren für unverheiratete Frauen im kroatischen Teil der Region Pannonien behandeln.

Warum ausgerechnet unverheiratete Frauen?

Vom Kindesalter bis zum Zeitpunkt ihrer Heirat durchliefen die jungen Frauen viele Styling-Varianten. An der Frisur, die ein Mädchen in einem bestimmten Alter trug, konnte man ablesen, wie sein Status in der Gesellschaft war. Das allein zeigt schon, wie reich die Tradition unserer Frisuren ist.

Gab es so etwas auch noch, als Sie mit Ihren Nachforschungen begannen?

Ja, aber unter den Fans der kroatischen Folklore wurde das natürlich alles stark vereinfacht. Folkloregruppen benutzten meist einfache Kopfbedeckungen und Haarteile, die für verheiratete Frauen charakteristisch waren. Doch ganz früher tanzten verheiratete Frauen kaum. Nicht nur unsere Tanzkultur wurde also falsch dargestellt, sondern auch die Haartracht, die einzigartig in der Welt ist. Das Seminar, das ich damals vorbereitete, sollte praktisch angelegt sein, aber es gab kaum noch jemanden, der wusste, wie man die alten Frisuren mit langen Haaren flicht. Da habe ich gemerkt, dass man dieses Know-How bewahren muss. Also begann ich zu forschen. Ich wollte diese Frisuren wieder aufleben lassen.

Die Frisuren sehen kompliziert aus. Konnte das ein Mädchen allein hinstellen?

Nein, dazu wäre es nicht in der Lage gewesen. Den vorderen Teil machten die Mädchen alleine nach ihren Vorlieben. Aber für den hinteren Teil der Frisur brauchten sie die Hilfe einer guten Freundin, manchmal ihrer Mutter oder einer älteren Frau im Haushalt. Frisieren war ein verbindendes Element zwischen Freundinnen. Ein Mädchen konnte also nicht mit einer schönen Flechtfrisur zur Sonntagsmesse gehen, wenn es sich zuvor mit seiner besten Freundin zerstritten hatte.

Und wie lange saß man an einer solchen Frisur?

Das hängt natürlich vom Stil der Frisur ab, in wie viele Büschel das Haar aufgeteilt wird und wie geschickt die Person ist. Wir veranstalten mittlerweile zwei Mal im Jahr Wettbewerbe für traditionelle Frisuren. Da brauchen die Friseure so um die zwei



Ohne die beste Freundin ginge das nicht: Kroatische Flechtgestecke erfordern Fingerfertigkeit.

„Für diese Frisuren braucht man zwei Stunden“

Blanka Žakula beschäftigt sich seit ihrer Jugend mit kroatischer Folklore. Ein Gespräch über Blumen im Haar und schwierige alte Flecht-Techniken.

Stunden, wenn sie eine sehr komplexe Frisur mit bis zu 80 Büscheln und verschiedenen Flechttechniken stylen. Einfachere Frisuren kann man in 15 Minuten hinstellen.

In der Einleitung zu Ihrem Buch über Ethno-Frisuren schreiben Sie, dass „alle Herrlichkeit der Natur“ in die Frisuren Einzug findet. Was soll das heißen?

Beim Frisieren kommt es auch auf die Accessoires an. Zum einen ist das der Schmuck, der besonders bei unverheirateten Frauen wichtig ist. Das konnten goldene Ketten oder bunte Bänder sein,

die oben auf die Haare gelegt wurden. Besonders wichtig waren jedoch Blumen, die an der Schläfe und in den großen Flechtschopf eingearbeitet wurden. Meist verwendete man Blumen mit starkem Duft wie Rosen oder Hyazinthen. Wenn die Mädchen in die Kirche gingen, war der Duft dort manchmal so stark, dass einige von ihnen ohnmächtig wurden. Die alten Frauen fragten dann bedeutungswahrscheinlich: „Liegt das jetzt am Duft, oder hat das einen anderen Grund?“

Woher stammen die Flechtfrisuren eigentlich ursprünglich?

Es gibt eine Verbindung zu den Frisuren römischer Herrscherinnen im späten Kaiserreich. Wir haben Ähnlichkeiten zu Frisurtechniken und manchmal auch kompletten Frisuren auf römischen Münzen und Steinskulpturen entdeckt. Bei 21 weiblichen Porträts auf römischen Münzen aus dem dritten bis fünften Jahrhundert nach Christus fanden wir Haarstylings und Haarschmuck, die den traditionellen kroatischen Frisuren ähneln. Außerhalb des slawischen Gebiets haben wir bisher nur zwei weitere Gebiete ausmachen können, in denen solche Frisuren noch verwendet werden: im stark von Italienern bevölkerten Vodnjan, einer kroatischen Stadt auf Istrien, und in einigen Dörfern rund um die unterfränkische Stadt Ochsenfurt.

Gibt es denn in Kroatien überhaupt noch ein Dorf, in dem die alten Techniken angewendet werden?

Das ist sehr schwierig, da die Techniken kompliziert sind. Vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg trugen die Frauen noch diesen Flechtzopf, bei dem sehr langes Haar in mehr als 100 einzelnen Büscheln geflochten wurde, in manchen Dörfern konnten das mehr als 200 Büschel sein. Zwischen den Weltkriegen gingen die Frauen dann dazu über, einen „zusammengehefteten Flechtzopf“ zu tragen. Das heißt, das Haar wurde in mehrere Stränge aufgeteilt, jeder enthielt zwischen zwölf und 20 Büschel, und diese Stränge wurden dann zu einem Flechtschopf zusammengesteckt. Dieses Zusammenstecken hat den Flechtvorgang erheblich beschleunigt. Ein Haarteil aus fremden Haaren für die Flechtfrisur zu verwenden war damals nur bei Frauen mit dünnem Haar üblich. Heute ist das jedoch die übliche Variante bei den Folkloregruppen geworden, die alten Flechttechniken wurden schlicht und einfach verlernt. Im Laufe unserer Arbeit, und die betreiben wir jetzt immerhin schon mehr als 20 Jahre, haben wir es geschafft, dass sich die Leute wieder mehr damit auseinandersetzen.

Und wie sieht das konkret aus?

Auf meine Initiative hin kann man heute wieder die traditionellen kroatischen Frisuren als Teil seiner Friseurausbildung an der Hochschule erlernen. Außerdem veranstaltet das „Gatalinka“-Kulturzentrum jedes Jahr im April ein Seminar zu dem Thema. Dazu kommen die beiden Wettbewerbe rund um Ethno-Frisuren, die wir jährlich im Juni und September veranstalten. Und wir sind sehr stolz darauf, dass man heute in fast jeder größeren kroatischen Stadt wieder einen Friseursalon findet, in dem man die alten Frisuren oder moderne Varianten davon stylen lassen kann. Zur Zeit arbeiten wir in unserem Kulturzentrum an einem Touristenführer, der die Adressen dieser Haarsalons zusammenfasst und mehr Informationen zu den Frisuren liefert.

Die Fragen stellte Maria Wiesner.



Blanka Žakula ist Leiterin des Kulturzentrums „Gatalinka“ in Vinkovci (Kroatien). Ihr Buch „Ethno Hairstyles of Croatia“ ist in kroatischer und englischer Sprache erhältlich. Blanka Žakula würde gerne mehr über traditionelle deutsche Frisuren erfahren und freut sich auf Mails unter gatalinka@gatalinka.hr.

FOTOS: BLANKA ŽAKULA



ERLEBEN SIE MEHR, VERMISSEN SIE WENIGER.

Frühstück mit dem Vorstand in Brüssel. Lunch am Vierwaldstättersee in Luzern. Abendessen zu Hause mit der Familie. Unsere Flotte ist so groß wie die viertgrößte Airline-Flotte der Welt. 700 Flugzeuge für Sie.

Only NetJets.

NETJETSEUROPE.COM | +49 (0) 89 2323 7547

Alle von NetJets® Europe angebotenen Flugzeuge werden von NetJets Transportes Aéroes S.A., einer EU-Luftfahrtgesellschaft, betrieben.

NETJETS

„ICH BIN SCHRECKLICH LANGWEILIG, SOGAR FÜR MICH SELBST“



Er ist der Star unter den Designern, aber er mag es überhaupt nicht, wenn er im Mittelpunkt steht. **Philippe Starck** nennt das „Folter“. „Aber ich weiß, es ist Teil meines Jobs.“ Kein anderer Produktdesigner ist so berühmt. Der Franzose, 1949 in Paris geboren, kann alles: Schuhe, Yachten, Stühle, Motorräder, Hotels, Champagner und Parfüm. Auf der Möbelmesse in Mailand stellte er gleich mehrere Neuheiten vor, darunter den superbequemen Sessel „Cinemascope“ (Driade). „Wenn alle Staatschefs diesen Sessel hätten“, sagt er, „wären sie besser gelaunt – und die Welt wäre ein besserer Ort.“

Was essen Sie zum Frühstück?

Eine Scheibe glutenfreies Schwarzbrot mit Honig, Granatapfelkerne, frisch gepressten Granatapfelsaft, zwei Walnüsse, zwei Paranüsse, drei Haselnüsse, drei Mandeln und einen Aufguss, der den Säure-Base-Haushalt unterstützt. Ich hoffe, Pillen ersetzen das alles irgendwann.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Dafür habe ich nie Zeit. Wenn mir etwas gefällt, kaufe ich gleich 20 Teile. Mein Stil hat etwas von Motorrad- und Lastwagenfahrer zugleich: Bergwanderschuhe von Salomon, graue Levis 501, mein „S+arck with Ballantyne“-Kaschmir-Pullover, Motorrad-Jacke, meine Starck-Brille.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Nein, aber meine weibliche Seite kauft gerne Kleider für meine Frau.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Meine mit Fell gefütterten Pilotenlederstiefel, die ich von meinem Vater geerbt habe.

Was war Ihre größte Modesünde?

Als ich jung war, war ich meiner Großmutter und Mutter nicht maskulin genug. Sie verpassten mir den Haarschnitt von Warren Beatty, einen schwarzen Rollkragenpullover, eine weiße Seidenhose und weiße Mokassins. Ich kann froh sein, dass ich nicht mit Tomaten beworfen wurde.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

Ich verachte Menschen, die in Flugzeugen Jogginghosen tragen. Das Schlimmste daran ist, dass ich sie heute selbst überall trage: zu Hause, im Flugzeug, auf der Straße. Ich habe jede Achtung vor mir verloren.

Haben Sie Stil-Vorbilder?

Cary Grant und Fred Astaire. Jeder Versuch meinerseits, ihren Stil zu imitieren, wäre sinnlos.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder ein Möbelstück selbst gemacht?

An vielen, wie der Starck-Kaschmir-Kollektion mit Ballantyne, habe ich mitgearbeitet. Sie war wunderbar. Als die Teile für 1000 Euro auf den Markt kamen, bot Uniqlo welche für 39 Euro an. Damit hatte sich das Ganze erledigt.

Besitzen Sie ein komplettes Service?

Ich mische japanische Schalen mit Holztellern, die aus den „Briccole“ gemacht sind, den alten Eichenpfählen, auf denen die Lagunenstadt Venedig steht, und den Gläsern des italienischen Kochs Massimiliano Alajmo.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Wenn ich koche, dann ein Mahl à l'improvvisu in 30 Minuten für 30 Freunde, mit allem, was der Kühlschrank hergibt, während ich Champagner trinke. Das hilft.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

Ich lese kaum Zeitungen und Magazine außer „Le Chasse-Marée“ wegen des Meeresschauspiels darin, „Le Tigre“ wegen der Schärfe des Geistes und „Sciences et Avenir“ fürs mentale Training.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?

„Soon Soon Soon“, „Bio Consom'acteurs“, „TEDBlog“.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Ich habe kein Handy und keinen Computer und daher nicht das Gefühl, zu wenig mit der Hand zu schreiben.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?

Es gab viele Bücher in meinem Leben, „Ubik“ von Philip K. Dick gehört zu den wichtigsten.

Ihre Lieblingsvornamen?

Die Namen meiner Kinder: Ara, Oa, K, Lago und Justice.

Ihr Lieblingsfilm?

„Der Himmel über Berlin“ von Wim Wenders.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ich meide Autos. Wenn ich reise, dann in Flugzeugen und auf Schiffen, auf dem Motorrad und Fahrrad.

Tragen Sie eine Uhr?

Eine 25 Jahre alte Starck-Uhr für 80 Dollar.

Tragen Sie Schmuck?

Mir fehlt die Software, um Schmuck an mir zu schätzen. Ich hoffe aber, ich habe sie für meine Frau.

Haben Sie einen Lieblings-Duft?

Mit meiner Frau Jasmine habe ich vier Jahre an drei Düften gearbeitet, die im September als „Starck Paris“ auf den Markt kommen. Dafür haben wir Moleküle verwendet, die noch nie zuvor benutzt wurden.

Was ist Ihr größtes Talent?

Selbstkritik.

Was ist Ihre größte Schwäche?

Anderer Menschen zu beobachten und darüber nachzudenken, was sie wohl gerade bewegt.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?

Mich einfach zu mögen.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Ich schweige lieber. Der französische Philosoph Jacques Lacan sagte: „Le dit tue.“ Damit meinte er: Wer redet, zerstört, was er eigentlich ausdrücken will. Das heißt, ich bin schrecklich langweilig, sogar für mich selbst.

Sind Sie abergläubisch?

Ich sollte mich schämen, abergläubisch zu sein. Denn der Aberglaube stammt aus einer Zeit, als das Gehirn des Menschen zu klein war, um das Universum zu begreifen.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

Ich gehe nie in Urlaub, bin aber für meine Arbeit jeden Tag auf Reisen, manchmal in drei verschiedenen Ländern an einem Tag. Zum Vergnügen würde ich mich höchstens eine Stunde in ein Flugzeug oder ein Auto setzen.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

An meinem Zeichentisch mit Blick aufs Meer.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Entweder den Champagner, den ich mit Louis Roederer kreiert habe, den Brut Nature 2006, oder einen ungeschwefelten Rotwein wie den Morgon von Lapierre.

Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.

FOTO FRANK ROTH



OHLINDA BY BRETZ
INTERIOR INNOVATION AWARD 2015 WINNER

ALEXANDER-BRETZ-STRASSE 2 · D-55457 GENSINGEN · TEL. 06727-895-0 · CULTSOFA@BRETZ.DE
FLAGSHIPS: STILWERK BERLIN | HOHE STRASSE 1 DORTMUND | STILWERK DÜSSELDORF
ALTE GASSE 1 FRANKFURT | STILWERK FISCHMARKT HAMBURG | HOHENSTAUENRING 62 KÖLN
REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG | Q3, 5 MANNHEIM | HOHENZOLLERNSTR. 98-100 MÜNCHEN | HALLPLATZ
37 NÜRNBERG | KÖNIGSTRASSE 26 STUTTGART | UNTERE DONAUSTRASSE 27 WIEN | WWW.BRETZ.COM

120 YEARS
Bretz
TRUE CHARACTERS



L'âme du voyage.

 Entdecken Sie mehr.

LOUIS VUITTON